Bellon, Immanuel
Kultus und Kultur der Tschi-Neger im Spiegel ihrer Sprichworter



Basler Missionsstudien.

Heft 33.

Kultus und Kultur der Tschi-Neger im Spiegel ihrer Sprichwörter.

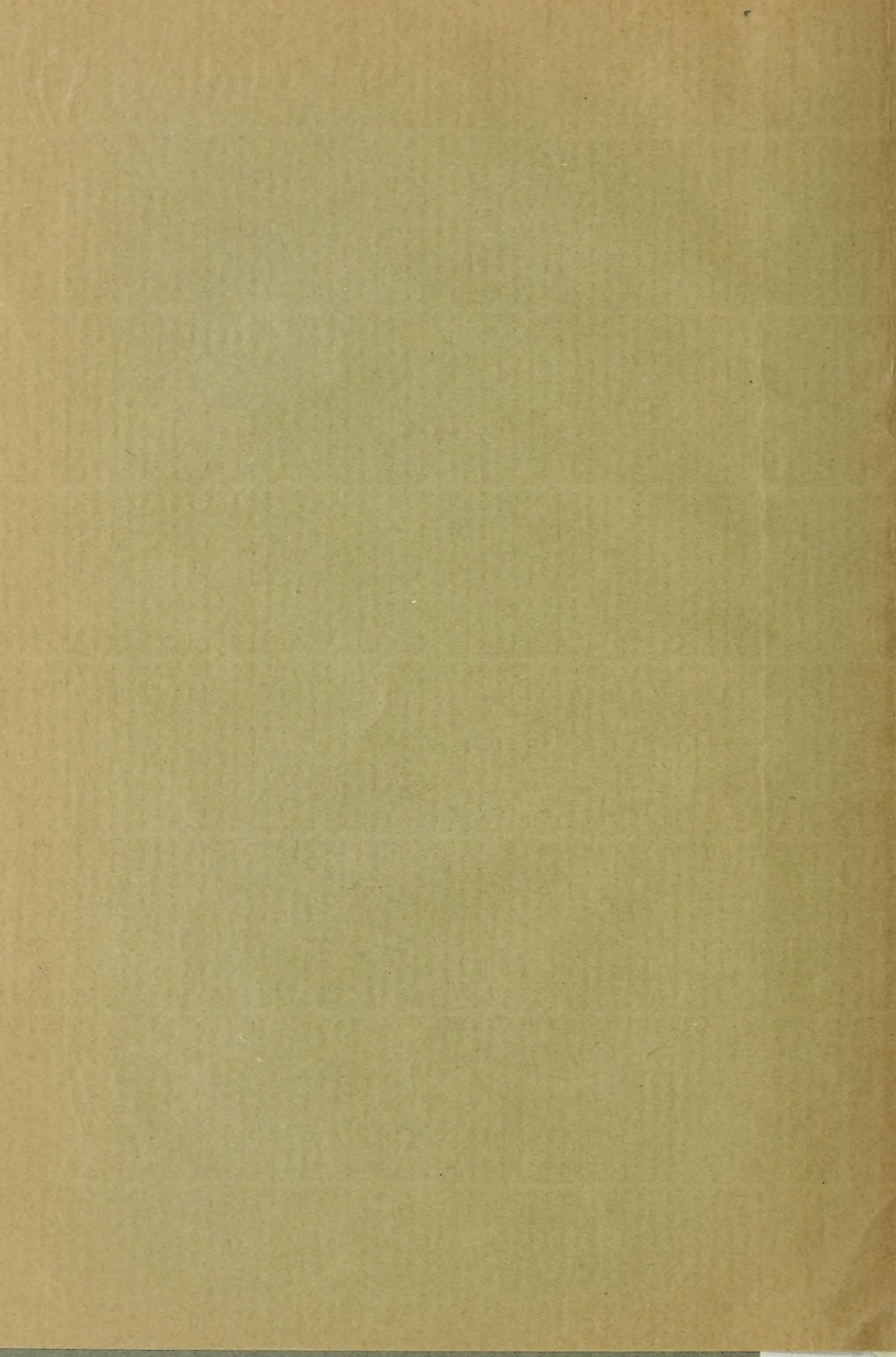
Von

Immanuel Bellon,
Missionar.



Basel 1907.
Verlag der Basler Missionsbuchhandlung.

Fr. 1.25 = Mk. 1.—.



Basler Missions-Studien.
Heft 33.

Kultus und Kultur der Tschi-Neger im Spiegel ihrer Sprichwörter.

Von
Immanuel Bellon,
Missionar.



Basel 1907.
Verlag der Basler Missionsbuchhandlung.

Einleitung.

Der Neger Westafrikas liebt es, in mondhellen Nächten mit seinen Dorfgenossen auf der beleuchteten Straße zusammenzusitzen und unter dem Laubdach irgend eines größeren Schattenbaumes sich mit diesen zu unterhalten. Endlos reiht sich Erzählung an Erzählung. Sagen und Legenden machen bei der nächtlichen Stille besonderen Eindruck. Begierig lauscht die Menge auf den Fortschritt der Erzählung und hängt mit größter Aufmerksamkeit an dem beredten Mund des Vortragenden.

Gar manchmal wechselt auch die wunderliche Weise eines melodischen Gesanges mit der Einförmigkeit der gewöhnlichen Rede. Plötzlich aber hört man kurzes schallendes Gelächter als Echo auf irgend ein charakteristisches Sprichwort, das den atemlos Lauschenden die Sachlage ohne weiteres klar macht.

Es ist eine Kunst, mit wenig Worten viel zu sagen. In dieser Kunst waren nicht nur die Geistesheroen vergangener Tage bewandert, sie wird auch nicht bloß von den Geschichts- und Literaturkennern der modernen Welt geübt, sondern auch die unzivilisierten Bewohner des dunklen Erdteils mit ihrer reichen, üppigen Phantasie verstehen diese Kunst und bringen sie in ihren Sprichwörtern zum Ausdruck. Solche Sprichwörter enthalten oft hohe Moral und bringen in Ernst und Scherz beherzigenswerte Lebensregeln zur Mitteilung. Wo man Sprichwörter hören kann, wird es dem Neger nie langweilig, denn kurze, vielsagende Worte würzen die Rede und Unterhaltung und dienen zur Belebung der öffentlichen Versammlungen. Sie sind sprechende Argumente in dem Munde des Klienten wie des Advokaten, und sie gelten oft als unbestreitbare Richtersprüche bei den verwickeltsten Rechtsstreitigkeiten. Eben das Sprichwort des Tschinegers ist es, welches uns sagt: „Wenn ein Streitfall zu erledigen ist, dann geht das Zitieren von Sprichwörtern an.“

Nahrung sucht und der Himmel (Onyankopong) einen Blitz auf sie herabschleudert, so läßt sie diese im Stich." Ganz deutlich wird diese Auffassung in dem folgenden Sprichwort wiedergegeben: „Wenn ein Huhn Wasser trinkt, zeigt's es dem Himmel."

Diese allgemeine Bedeutung tritt auch in einigen anderen stammverwandten Ausdrücken zutage: „Wenn der Sklave frei wird, trinkt er Regenwasser" (nyankonsu=Himmelswasser), weil er zu träge wird, sich anderes und besseres zu holen. Ebenso: Den Sternen bin ich nichts schuldig, wenn aber der Mond aufgeht, dann komme ich in Verlegenheit. (Sterne= „Nyankonsoromma", eigentlich „Himmelskinder".) Der Neger denkt dabei wohl an seine schlechten Streiche, die er nächtlicherweile ausübt.

Nahe verwandt, ja beinahe identisch mit dem unpersönlichen Gebrauch dieser Begriffe ist ihre persönliche Fassung. Dabei ist der Himmel gedacht als Wohnsitz der Gottheit, als die Heimat eines unsichtbaren höchsten Wesens, des Schöpfers aller Dinge. Die Gedanken der Eingeborenen konzentrieren sich hier auf Gott als Bewohner des Himmels. Eine genaue Grenze zwischen der persönlichen und unpersönlichen Anwendung läßt sich jedoch nicht ziehen.

Dieses eine höchste Wesen ist

1. Der Schöpfer: „Der Osansa (ein Raubvogel) sagt: Alles, was Gott gemacht hat, ist gut." Ausdrücklich wird der Schöpfer in diesem Sprichwort genannt: „Der Schöpfer hat den Tod geschaffen, ehe er das Orakel gemacht hat."

2. Der Allmächtige: „Reich und arm sind von dem Allmächtigen geschaffen." Ebenso: „Gott der Allmächtige hat alle Dinge geschaffen." Auch die Einteilung der Woche in sieben Tage ist sein Werk: „Ist es nicht so, seit der Allmächtige die siebentägige Woche gemacht hat, daß man das, was man gekauft hat, auch bezahlen muß?"

3. Ein Gott der Ordnung: „Weil Gott keine Schlechtigkeiten leiden mag, gab er jedermann seinen eigenen Namen." Dieser Gott hat auch seine Diener: „Wenn Du Gott etwas sagen willst, dann sage es dem Wind."

4. Der Allgütige: „Weil es Gott um unsere Errettung zu tun war, hat er uns den „Mankata" als Retter geschickt." „Mankata" ist der Name des englischen

Gouverneurs Mac Carthy, der in der Schlacht bei Asamankaw am 21. Januar 1824 im Kampf gegen die Asanteer sein Leben einbüßte. Sir Charles Mac Carthy langte im März 1822 in Cape Coast an, ließ sich von den Fanteern als Retter huldigen und meinte, die Asanteer zermalmen zu können. Von diesen wurde er aber umzingelt und erschoß sich selbst, nachdem die meisten seiner Offiziere tot oder verwundet waren. Sein Kopf wurde von den siegreichen Asanteern abgeschnitten und sein Herz von den Häuptlingen verzehrt. Ebenso verteilten und verspeisten die Unterhäuptlinge das getrocknete Fleisch seines Leichnams in der Hoffnung, auf diese Weise seiner Tapferkeit teilhaftig zu werden.

5. Der Herr über Leben und Tod: „Wen Gott nicht tötet, der stirbt nicht." Zur Erklärung dieses Sprichworts diene folgende hübsche Negerlegende: „In Kumase lebten zwei Männer. Der eine hieß „Onyamenkummoe" (Gott tötet dich nicht). Wenn man ihn also nannte, antwortete er: „Wen Gott nicht tötet, der stirbt nicht." Der Name des andern aber war „Ohenenkummoe" (Der König tötet dich nicht). Sein Gegengruß lautete: „Wen der König nicht tötet, der stirbt nicht." Als Osee, der König von Kumase, von diesen beiden Namen hörte, gefielen sie ihm nicht. Der Name Onyamenkummoe war nicht nach seinem Geschmack, weil er ein Zeugnis der Allmacht Gottes war. So ließ er eines Tages diese beiden Männer vor sich rufen und fragte sie nach dem Sinn ihrer Namen. Doch befriedigte ihn ihre Erklärung nicht. Darum sagte er unter Kopfschütteln: „Wenn ich jemand töte, dann stirbt er. Die Gottheit kann daran nichts ändern." Ein Teil der königlichen Umgebung war damit nicht einig und erwiderte: „Wen die Gottheit nicht tötet, der stirbt nicht." „Gut", antwortete der König, „wir wollen es darauf ankommen lassen." Am Abend schenkte er dem Ohenenkummoe ein Stück weiße Leinwand; dem Onyamenkummoe aber gab er ein Stück blauen Stoff und entließ beide. Insgeheim aber befahl er seinen Scharfrichtern, ihnen im Dunkel der Nacht nachzujagen, den Onyamenkummoe zu töten und dessen Haupt ihm auszuliefern. Da jedoch die beiden Leute Freunde waren, legten sie sich zu Hause in derselben Hütte zum Schlafe nieder. Als Zeichen ihrer Freundschaft wechselten sie die erhaltenen Geschenke zuvor miteinander aus. Mitten in der Nacht kamen des Königs Scharfrichter herangeschlichen und enthaupteten den Ohenenkummoe, weil dieser

sich mit dem blauen Stoff zugedeckt hatte. Bei Tagesanbruch ließ der König seinen Schützling Ohenenkummoe rufen, um den Versammelten den Beweis zu liefern, daß er es sei, der die Macht über Leben und Tod in seiner Hand habe. Sein lebloser Rumpf war das einzige, was vor den König gebracht werden konnte. Onyamenkummoe aber, dessen Tod der König beschlossen hatte, war längst über alle Berge verschwunden. Jetzt bekannte der betrogene König öffentlich: „Fürwahr, ich habe mich nun selbst überzeugt, daß der Tod eines Menschen in der Hand der Gottheit liegt."

Zum Überfluß mag hier noch erwähnt werden, daß auch der Singular der beiden Worte „Onyame" und „Onyankopong", wie auch ihre Synonyma den monotheistischen Gottesbegriff der Tschi-Neger erkennen lassen.

Von diesem Gott, den er sich weder bildlich darstellt, noch in irgend einem beseelten Gegenstand enthalten denkt, weiß der Neger nicht viel. Die Menschen haben ihn betrübt durch Mißachtung seines Gebots, wie folgende Legende uns mitteilt:

Die große Spinne (Gott) hat die Welt geschaffen und Mann und Weib ins Dasein gerufen. Unsere Ureltern hießen Amali und Amasia. Nach der Schöpfung dieser Menschen erklärte die große Spinne, daß sie noch etwas anderes zu tun vorhabe. Zunächst aber werde sie für drei Jahre auf die Reise gehen.

Vor seinem Abschied streute Vater Ananse (die personifizierte Spinne) weißen Sand zwischen Männer und Weiber und verbot beiden Teilen aufs strengste, die Sandlinie zu betreten. Den Sand deckte er alsdann mit Bananenblättern zu.

Es verstrichen wohl zweiundeinhalb Jahre, ohne daß Männer oder Weiber das Gebot übertreten hätten. Nur ein halbes Jahr fehlte noch bis zur Rückkehr von Vater Ananse. Zu dieser Zeit aber trugen die Männer noch keinerlei Kleidung; sie schmückten sich mit Gold und Perlen. Auch die Weiber waren unbekleidet. Der Genuß von Salz war ihnen noch fremd.

Um diese Zeit ging einer der Söhne des Amali auf die Jagd und kam bei seinem Umherstreifen ganz in die Nähe des Dorfes der Amasia, woselbst sie und ihre Mädchen sich aufhielten. Auf einmal hörte er sprechen und blieb voll Verwunderung stehen, lauschte gespannt und sperrte Mund und Augen weit auf, als er die weiße Grenzlinie am Boden bemerkte. Da kam eine Sklavin der Königin, um Kehricht hinter das Haus zu werfen. Amalis

Sohn fragte diese nach dem Namen des ihm unbekannten Orts. Doch ohne eine Wort der Erwiderung lief die Sklavin davon, um der Königin alles zu erzählen. „Denk' einmal," sagte sie, „ein großes Tier befindet sich auf dem Schutthaufen." Noch nie hatten Amasias Töchter die Söhne Amalis gesehen.

Sofort befahl die Königin ihrer Sklavin, das Tier zur Stelle zu schaffen. Rasch ging sie hin und rief diesem zu: „He! Du Tier! Unsere Mutter läßt dich rufen." Sogleich stand der junge Mann auf und folgte ihr. Sobald er im Dorfe ankam, drängten sich alle Weiber um ihn und beschauten sich den Mann, mit dem Ausruf: „In der Tat ein Tier! Du hast uns nicht angelogen. Seht nur, es hat Haare im Gesicht. O wie häßlich!"

Trotz alledem ließ aber die Königin doch für ihn kochen und schickte ihm ein schmackhaftes Essen. Mit diesem wurde es Abend. Auf Befehl der Königin bereitete ihm Okra, eine Sklavin, ein Bett aus Baumrinde draußen vor der Hütte und hieß ihn dort sich hinlegen. Doch es dauerte nicht lange, so fing er an zu jammern: „Es friert mich, es friert mich; laßt mich doch in der Hütte schlafen!" Die Sklavin meldete das ihrer Herrin und bekam von ihr die Erlaubnis, ihn hereinkommen zu lassen. Dort legte er sich in einer Ecke nieder, während Okra in einer andern Ecke schlief. Nach Mitternacht aber fing er an zu jammern: „Es friert mich, es friert mich; laß mich herüber zu dir kommen!" Aber Okra antwortete: „Pfui, schmutziges Tier, da wird nichts draus. Laß mich in Frieden!" Doch der junge Mann fuhr fort, sie zu plagen und ihr von Goldschmuck und Perlen, die er bei sich hatte, zu erzählen. Was kümmere ich mich um diese Dinge!" erwiderte Okra. „Ja, aber wenn du wüßtest, wie köstlich Salz schmeckt, dessen ich beide Hände voll habe! Du bist doch keine Närrin, das zu verschmähen." Wieder antwortete die Sklavin: „Du bist ein Tier, deshalb tust du Kieselsteine in deine Suppe." „Wohlan, morgen tu ich solche auch in deine Suppe hinein. Dann kannst du mir sagen, wie es dir geschmeckt hat und kannst deine Herrin auch davon benachrichtigen." So ließ er dem Mädchen keine Ruhe, bis diese seinem Wunsch willfahrte. Am nächsten Tag erzählte Okra der Königin alles, was geschehen war. Diese fand so großes Gefallen an dem jungen Mann, daß sie sich mit ihm verheiratete. Bald fing die Kolonie an, sich zu vermehren. Doch das Heimweh zog Amalis Sohn wieder nach Hause.

Zur festgesetzten Zeit kam Vater Ananse von seiner Reise wieder zurück und eilte sogleich nach der Grenzlinie, um zu sehen, ob sein Gebot befolgt worden war; und siehe da, er entdeckte Fußstapfen! „Wer hat das Land betreten?“ So fragte Vater Ananse nun Amali und Amasia. „Es waren die Kinder Amalis,“ berichteten die Töchter der Amasia. „Sie sind zu uns herübergekommen.“ „Das ist nicht wahr,“ entgegneten Amalis Söhne. „Jene, Amasias Töchter, haben uns aufgesucht.“

Vater Ananse fand bei seiner eingehenden Untersuchung, daß die Schuld bei den Männern lag. Darum redete er diese mit ernsten Worten also an: „Ich hatte euch gesagt, daß ich für drei Jahre verreisen werde. Auch hatte ich euch verboten, während dieser Zeit die Sandlinie zu überschreiten. Eure Strafe wird daher diese sein: Wenn ein Mann ein Weib sieht und sie in seinem Herzen zu seiner Frau begehrt, so wird er ihr vor allem Gold, Kleider und andern reichen Schmuck geben müssen, um ihr Herz zu gewinnen.“

Und das wird die Strafe des Weibes sein: „Weil auch du nicht gehorcht hast, so wirst du nicht davon reden dürfen, falls du einen Mann in deinem Herzen zum Ehemann begehrst, sondern wirst es für dich behalten müssen. Weiterhin mußt du für deinen Mann Fufu stoßen und alle anderen Arbeiten verrichten, ehe du selber ans Essen gehen darfst . . . mit Schmerzen wirst du Kinder gebären.“

Neben dem Himmel als dem Sitz der Gottheit spielt auch die Erde in der Mythologie der Tschi-Neger eine nicht unbedeutende Rolle, wie aus dem folgenden Sprichwort ersehen werden kann: „Die Erde breitet sich aus, aber der Himmel ist doch größer (qualitativ).“ Hier wird die Mutter Erde ebenso als Person gedacht, wie der Himmel. Die Erde vertritt in dieser Zusammenstellung in den Gedanken des Negers wohl das weibliche Prinzip, wie der Himmel das männliche. Er ist der Erzeuger aller Lebendigen; sie die Mutter von Mensch und Tier, welche durch die ihr innewohnenden Kräfte diese hegt und pflegt: „Alle Menschen sind Kinder des Himmels, keiner ist der Erde Kind.“

2. Die Naturgeister.

Der Glaube an Geister ist unter den Negern Westafrikas sehr verbreitet. Das Haupt der bösen Geister oder Dämonen ist der

Obonsam oder Teufel. Er herrscht über die Geister verstorbener Übeltäter. Auch lehrt er die Menschen das Böse. Seine Abkömmlinge sind die Hexen, die Dämonen und die Zaubermittel.

Die Dämonen sind Geschöpfe Gottes. Als solche sind sie von ihm abhängig. Ihre Aufgabe besteht darin, seinen Willen den Menschen kundzutun. In ihrer Eigenschaft als Götterboten entsprechen sie in gewisser Hinsicht den Göttern des klassischen Altertums. Die Unermeßlichkeit des Weltenraums bietet für ihre Beweglichkeit kein Hindernis. Als unsichtbare Geistwesen vermögen sie den Verkehr zwischen Gott und den Menschen mühelos zu vermitteln.

Sie werden aber, abgesehen von ihrer körperlichen Schattenhaftigkeit durchaus menschenähnlich gedacht. Dagegen besitzen sie eine höhere Natur und größere Macht. Das ganze irdische Leben des Negers bezieht sich auf diese Naturgeister.[1]) Die Furcht vor diesen Wesen ist darum auch der vorherrschende Zug in seinem religiösen Empfinden. Überall fühlt er sich geängstigt durch Anwandlungen von Gedanken an ihre geheimnisvolle, unheilbringende Macht.

Man kann drei Arten solcher Dämonen oder Geister unterscheiden:

1. Die Stadt- oder Landschutzgeister.
2. Die Familienschutzgeister.
3. Die Schutzgeister der Zauberer.

Trotz ihres Geisteswesens können die beiden erstgenannten Arten von Dämonen in Palmen, Eichen, Seidenwollbäumen, Flüssen und Höhlen wohnen, oder auf felsigen Bergen, in abgelegenen Schluchten und aufgeworfenen Erd- oder Ameisenhügeln sich aufhalten. Sie gehören zur Familie der „Großgeister" und tragen als Unterscheidungszeichen die Namen ihrer betreffenden Behausungen, z. B. „Odente", ein weithin bekannter Dämon in Kratye (Togo). Seine Wohnstätte wurde seinerzeit von den Deutschen zerstört und verbrannt. Ein Ableger dieses gefürchteten Odente ist in Okwawu und anderwärts zu finden.

Ein anderer Flußdämon haust in dem „Afram", der in großem Bogen durch die nördliche Okwawu-Grassteppe fließt und sich bei Owurahei in den Volta ergießt.

[1]) Diese Dämonen werden meistens auch Fetische genannt. Jedoch ist diese Bezeichnung falsch und sollte nur den abergläubisch verehrten Kultgegenständen und Amuletten beigelegt werden.

Wieder ein anderer Dämon ist der „Bosompra". Die Quelle dieses Flusses befindet sich bei Akwasiho, einem südwestlich von Abetifi auf dem Weg nach Kumase gelegenen Dörfchen. Nur der König darf an seiner Quelle trinken.

Ein bekannter Dämon wohnt auch in dem See „Bosonotsche" in Asante. An die unheimliche Macht dieses Wasserdämons erinnert folgendes Sprichwort: „Wenn der Bosonotsche dein Fleisch nicht verschont, dann verschonst du auch seine Fischgräten nicht."

Die dritte Art der Dämonen ist die der Wahrsager und Zauberer. Der Beruf dieser Leute besteht in der ärztlichen Behandlung der Eingeborenen. Diese Dämonen werden von ihren Vertrauten in Zeiten der Krankheit und Not, sowie bei etwaigen Unglücksfällen um Rat gefragt. Sie können die Ursache einer Epidemie oder einer Hungersnot erklären und das Unheil unter gewissen Bedingungen und Umständen abwenden. Ihre Zahl ist in steter Vermehrung begriffen. Auch sind sie jedenfalls jüngeren Datums als die beiden erstgenannten Arten. Zum Unterschied von jenen Großgeistern werden diese als die „kleinen Geister" bezeichnet und gelten als die Kinder der ersteren.

Alle diese Dämonen werden als tückisch und schlau angesehen. Ihre Verschlagenheit wird durch den landläufigen Spruch treffend gekennzeichnet: „Man muß dreimal gehen, den Dämon zu befragen," ehe man eine befriedigende Antwort bekommt.

3. Die persönlichen Geister.

Wenn die alten Deutschen die verschiedenen Wochentage mit den Namen ihrer Gottheiten indentifizierten, so erinnern die Namen der sieben Wochentage bei den Tschi-Negern auch an sieben persönliche Geister. Diese stehen in enger Verbindung mit den Menschen, die deren Namen tragen. Die an den betreffenden Tagen geborenen Kinder werden deshalb als unter dem speziellen Schutz dieser Geister stehend gedacht.

Die Namen dieser Schutzgeister sind Ayisi, Adscho, Bena, Wuku, Yao, Afi, Ameng. Ein Knabe, der an einem Sonntag geboren wurde, heißt seinem Schutzgeist Ayisi entsprechend „Akwasi" = akoa des Ayisi d. h. ein dem Ayisi Gehöriger. Ebenso sind die anderen Namen der Knaben und Mädchen gebildet. Die Knabennamen lauten der Reihe nach Akwasi, Kwadscho, Kwabena, Kwaku,

Yao, Kofi, Kwame. Die korrespondierenden Mädchennamen sind: Akosua, Adschowa, Abena, Akua, Ya, Afua, Amma.

Der Name des Kwaku findet z. B. in folgendem Sprichwort Erwähnung: „Macht ein Kwaku seine Erscheinung (bei der an einem Mittwoch erwarteten Geburt), dann werden wir eine Ziege schlachten."

So tragen also die Tschier, wenn man die Entstehung ihrer Namengebung ins Auge faßt, im Grunde genommen die Namen ihrer persönlichen Schutzgeister. Irgendwelche religiöse Motive können Eltern dazu bewegen, ihre Kinder durch eine weitere Namengebung auch anderen Dämonen (Fetischen) zu verschreiben und damit deren Zugehörigkeit zu diesen für das ganze Leben festzulegen.

Dabei muß noch erwähnt werden, daß die Eingeborenen gleichzeitig an eine Art Seelenwanderung glauben. Die Seele eines Menschen halten sie für präexistent, und zwar in dem Sinne, daß die betreffende „Seele" ursprünglich irgend einem Verwandten oder Verstorbenen angehört habe. Diese „Seele" befinde sich bei Gott und erwarte von ihm die Erlaubnis, in die Welt zurückzukehren. Bei ihrer Rückkehr in diese Welt sei ihr Schicksal aufs genaueste bestimmt. Diesem Schicksal kann sie nicht entrinnen, denn „das von Gott bestimmte Geschick kennt keine Ausnahmen". Demnach ist der Neger ein ausgesprochener Determinist. Doch weiß er auch, daß „die vorausbestimmten Lose sehr verschieden sind". Bei der Verabschiedung einer Seele, welche die Reise aus jener Welt in diese antritt, sagt Gott etwa zu ihr: „Du wirst durch einen Flintenschuß ums Leben kommen;" zu einer andern: „Du wirst mit einem Schwert umgebracht werden;" zu einer dritten: „Ein Unglücksfall wird deinem Leben ein Ziel setzen."

4. Sachliche Kultgegenstände.

Unter diesen hat man allerhand Zaubermittel zu verstehen, die als Amulette oder als glückbringender Talisman mit Vorliebe getragen werden. Die Freude an der unbedingten Wirkung solcher den Naturgeistern geweihter, geheimnisvoller Gegenstände findet man unter den Tschi-Negern weitverbreitet. Gar häufig nimmt der Neger seine Zuflucht zu ihnen, hauptsächlich in Zeiten der Not und Bedrängnis. Er glaubt nämlich, daß ihnen mancherlei von jenen Geistern herrührende Kräfte innewohnen. Deshalb gelten die Amulette als sichere Heilmittel gegen Krankheiten und

Zauberei. „Niemand nimmt eines Toten Amulett und heischt von diesem Leben und Gesundheit.“ Federn, Haare und Zähne verschiedener Tiere, kleine Knochen, Perlen und Muscheln, aus Leder verfertigte Bündel, Papierrollen, die mit allerlei Zeichen bekritzelt sind, kleine mit irgend einer pulverisierten Mischung gefüllte Kürbisschalen und eine Menge anderer ähnlicher Dinge stehen in hohem Ansehen. „Niemand trägt ein Amulett, nachdem er sich den Hals abgeschnitten hat.“ Dieses Sprichwort ist instruktiv. Denn es zeigt uns, daß die meisten Amulette um den Hals getragen werden. Andere werden von den Besitzern um den Arm oder an das Bein gebunden. „Wenn jemands Frühkorn nicht recht gedeiht, schreitet man mit seinem Amulett nicht durch dasselbe hin.“ Dieses Amulett, welches am Fußgelenk befestigt ist, hat die Kraft, andere Amulette unwirksam zu machen.

Bei kleinen Kindern sind sie gar häufig auch in dem krausen Wollhaar befestigt. Doch auch an gewissen, oft gebrauchten Gegenständen, wie z. B. on Gewehren oder an dem Sitz der Häuptlingsstühle werden sie angebracht: „Wenn des Kwaku Amulett auch nichts Besonderes ist, so ist es doch ein Amulett.“

Die Tschier haben unter vielen anderen ein Amulett, das aus blauem Stoff, aus einer Perle und aus den Haaren eines Tieres verfertigt ist. Dieses vermag Frauenliebe hervorzurufen: „Wenn du dein Amulett auch für ein kleines Zaubermittel hältst, in der Hand hast du es doch.“

Mit Hilfe gewisser Zaubermittel werden Menschen vergiftet und aus dem Leben geschafft. Das Gift wird unbemerkt in die Speisen gemischt oder auf den Weg gelegt, auf welchem der zum Tode Bestimmte mit seinen nackten Füßen sicher darüber gehen muß: „Wenn du Gift legst, berührt etwas davon deinen Mund.“ Damit soll zugleich angedeutet werden, daß die Nemesis ihn sicher treffen wird, denn „wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“

B. Das Kultpersonal.

Die mir zu Gebote stehenden Sprichwörter geben nicht viel Anhaltspunkte, um ein ganz klares Bild der Personen zu zeichnen, die es mit dem Kultus der Tschi-Neger zu tun haben. In der

Hauptsache sind es zwei Arten von Persönlichkeiten, die hier in Betracht kommen: der Priester und der Zauberer.

1. Der Priester.

Jeder der Hauptdämonen eines Bezirks, einer Stadt oder einer Familie benötigt zu seinem Dienst eines oder mehrerer Priester. Diese Leute haben keinen anderen Lebensberuf. Von früh bis spät stehen sie den betreffenden Dämonen zur Verfügung. Bei dem Volk genießen sie hohes Ansehen. Ihr tägliches Geschäft besteht darin, ihren Dämon mit Speise und Trank zu versehen. Den unsichtbaren, nicht materiellen Teil der ihnen vorgesetzten Speisen vertilgen die Dämonen. Ihre Wärter gehen aber auch nicht leer aus; diese haben ein Anrecht an die materiellen stofflichen Überreste. Ihr Dienst verlangt es auch, die Hütte, in welcher der Dämon seine Wohnung aufgeschlagen hat, zu reinigen und im Stand zu halten, die Umzäumungen aufzuführen und den Weg zur Hüttenwohnung herzustellen. Sie sind die Vertreter des Volkes vor ihrem Dämon und vermitteln die dargebrachten Opfergaben. Was die einzelnen Opfernden auf dem Herzen haben, sagen sie im Gebet der Gottheit und sprechen den Segen derselben aus. Ihre priesterliche Gewandtheit drückt dieses Sprichwort aus: „Der Priester weiß immer etwas zu sagen.“ Der Neger glaubt, daß der Priester imstande ist, das Verlangen der Eltern nach Kindern zu stillen und die Geburt eines Kindes in die Wege zu leiten. Ein solches Kind ist besonderen religiösen Gebräuchen unterworfen, ähnlich wie die Nasiräer beim Volk Israel. Sein Haar darf nicht geschoren werden, es darf nicht alle Speisen essen usw. Wenn es seinen Kameraden gleichtun will, muß zuerst geopfert und sein Haar geschnitten werden.

2. Der Zauberer.

Zu ihrer Unterstützung brauchen die Priester notwendig auch Gehilfen; diese sind die Zauberer. Der speziell den Priestern zukommende persönliche Lakaiendienst geht sie jedoch nichts an. Der Zauberer ist der Sprecher oder der Mund irgend eines Schutzgeistes. Auch funktioniert er als Wahrsager, welcher in Krankheit und bei Unglücksfällen aufgesucht wird. Diese Helfer können Männer oder Frauen sein, die in ihrer freien Zeit

ihrem weltlichen Beruf nachgehen. Ihre Hauptaufgabe besteht aus drei wesentlichen Stücken.

a) Hat ein Zauberer irgend einen Bescheid oder Auftrag der Gottheit oder eines Dämons auszurichten, so gerät er in Ekstase und wird zeitweilig besessen. Diese Besessenheit zeigt sich in wilden Tänzen und allerlei scheinbar unwillkürlichen Verrenkungen und Verzerrungen des Körpers: „Um des Verdienstes willen stößt der Zauberer seinen Kopf gegen die Wand." Bezeichnend ist, wie der Volksmund derartige göttliche Offenbarungen, die ja von vielen noch voll und ganz geglaubt werden, beurteilt: „Der Zauberer, der Regen verheißt und der, welcher behauptet, es werde nicht regnen, beide sind Lügenpropheten." Ganz ähnlich klingt das folgende: „Um des Geldes willen sprechen die Zauberer Lügenorakel." Es erfordert eine lange, angestrengte Übung und eine große Gewandtheit, so tanzen zu lernen, daß die Uneingeweihten den Eindruck von Besessenheit bekommen. Die angehenden Zauberer müssen zu dem Behuf lange Zeit zu den Priestern in die Lehre gehen, die sie in mondhellen Nächten in die Kunst des Tanzens und in die Geheimnisse des Orakelns einweihen. Mit bezeichnender Unklarheit bemerkt aber das Sprichwort: „Der Dämon lehrt den Zauberer tanzen."

b) Eine zweite Aufgabe besteht in der Kunst der Zauberei. Wie dabei oft die auffallendsten Kunststückchen vorgemacht werden, ist hinlänglich bekannt. Alle Zauberer stecken unter einer Decke, und oft befindet sich unter der atemlos lauschenden und starr zuschauenden Menge ein verkappter Zauberer, ohne dessen Mithilfe das Stückchen nicht gelingen würde: „Ohne Helfershelfer spricht der Zauberer keinen Orakelspruch." Der Zauberer läßt sich etwa von irgend einem aus der versammelten Menge erschießen oder er tanzt auf glühenden Kohlen. Ein anderes Mal verschlingt er ein langes Messer und holt es dann wieder aus seinem Schlund hervor. Darauf spielt das Sprichwort an: „Um des Geldes willen verschlucken die Zauberer Pfeile." Daß alle diese Stückchen auf Lug und Trug beruhen, brauche ich nicht erst nachzuweisen.

c) Endlich sind die Zauberer die berufenen Medizinmänner und Quacksalber, die einen großen Zulauf haben. Es ist richtig, daß sie eine Menge heilkräftiger Pflanzen und Wurzeln kennen

und ihnen manche Kuren gelingen. Aber ebenso wahr ist, daß sie, um ihr Ansehen zu stärken, allerlei Hokuspokus mit den Kranken treiben und die meisten Krankheiten mit den Dämonen in Verbindung bringen. Auf natürliche Weise kann die Entstehung einer Krankheit nicht erklärt werden. Der Zauberer macht eben ein viel besseres Geschäft, wenn es ihm gelingt, einen bösen Geist zu bannen oder zu vertreiben. Daher kommt es, daß auch manche Heiden das geschäftige Tun und Treiben der Zauberer bei Krankheitsfällen sehr skeptisch beurteilen, denn: „Auch wenn dreißig Zauberer einen Kranken behandeln, lügen sie doch alle."

Es liegt im Interesse des Zauberers, nie ein Mißlingen irgend einer seiner Kuren oder eines Zauberstückleins zuzugeben. Geht etwas nicht nach Wunsch, so ist es ja sehr bequem, den geärgerten Dämon oder die erzürnte Gottheit dafür verantwortlich zu machen, wie das Sprichwort uns verrät: „Der Zauberer verkündet seinen Sieg, seine Niederlage aber verschweigt er."

Ferner mag noch Erwähnung finden, daß irgend eine angesehene Persönlichkeit, etwa ein Familienhaupt, seine „Seele" als Schutzgeist verehren und ihr huldigen kann. Meistens sind es reiche, vornehme Leute, die diese Art von Kult verrichten. Bei dieser Gelegenheit wird ein großes Festmahl veranstaltet und nach Herzenslust gegessen und getrunken. Die Veranstaltung eines solchen Festes verschlingt natürlich viel Geld — und so ist es begreiflich, daß nur reiche Leute oder Könige sich diese Verehrung ihrer Seele oder ihres persönlichen Schutzgeistes leisten können. Davon gibt folgendes Sprichwort Zeugnis: „Weil die Buschkatze das Opfer für ihre „Seele" nicht aufzubringen vermag, geht sie ins Wasser, um Krebse zu jagen."

C. Der Kultusdienst.

1. Verehrung des Universalgeistes.

Daß unter dem Universalgeist der große, unsichtbare Gott verstanden ist, der alle Dinge geschaffen hat und über allem waltet, ist schon gesagt worden. Wie oben dargelegt, haben die Menschen ihn tief beleidigt. Deshalb hat er ihnen auch seine Liebe entzogen.

Er ist ein Gott, der zu fürchten ist. Kein Wunder, daß ich einmal ein Heidenweiblein in Abetifi auf der Straße sagen hörte: „Gott ist ein harter Gott."

Dieser strenge Gott wird in keiner sichtbaren Gestalt dargestellt. Dem Unsichtbaren werden als Bewohner des sichtbaren Himmels Opfer und Gaben dargebracht. Auch ist das außer aller Frage, daß das sichtbare Himmelsgewölbe von seiten der Priester angebetet und verehrt wird. Da die Erde in enger Verbindung mit dem Himmel steht, werden beide miteinander unter Darbringung von Opfern angerufen. Der Betende sagt etwa: „Himmel und Erde! Nehmet diesen Palmwein an als Opfergabe und trinket ihn," oder: „Gott, du bist der Älteste und Größte; du hast uns erschaffen; du läßt für uns regnen; du bist unser Vater." Die Gottesverehrung bezeugt das Sprichwort: „Wenn du sagst, du wollest Gott dienen, diene ihm nur sofort und laß dich durch nichts anderes abhalten." Wie schon erwähnt, gießt der Betende etwas Palmwein aus und murmelt dabei sein Gebet. Darauf wird in dem Sprichwort hingedeutet: „Wenn Gott einem ein volles Maß von Palmwein gibt und der Mensch ihm etwas davon ausgießt, füllt Gott ihm wieder seinen Topf." Daraus darf gefolgert werden, daß dem großen Segenspender selbstverständlich ein Dankopfer gebracht wird und Gott ein solches mit neuem Segen vergilt.

2. Verehrung der Naturgeister.

Die Dämonen verkehren nach der Anschauung der Tschi-Neger mit den Menschen je nach ihrer Laune in freundlicher oder unfreundlicher Weise. Daraus ergibt sich für jedermann die Notwendigkeit, in gutem Einvernehmen mit ihnen zu leben. Ein solches kann nur durch Geschenke und allerlei Opfergaben aufrecht erhalten werden.

Hat jemand das Gebot eines Dämons übertreten, hat er z. B. etwas gegessen, was ihm von diesem verboten ist, so wird mit einer gewissen Pflanze, die ins Wasser getaucht wurde, die Hand und der Mund des Betreffenden besprengt und mit roter Erde bestrichen. Dieser Akt ist ein Zeichen der Reue auf seiten des Übertreters. Der Dämon aber muß durch Schafblut wieder versöhnt werden. Darum bringt der Reuige ein

Schaf zum Opfer. Der Priester aber spielt den Vermittler und bittet an seiner Stelle den Dämon, ihm seine Sünden zu vergeben.

Auch in Krankheitszeiten wird dem Dämon in ähnlicher Weise durch Vermittlung des Zauberers etwa ein Topf Palmwein dargebracht. Gleichzeitig ruft der Zauberer ihn an, dem Überbringer seinen Wunsch zu erfüllen und ihn wieder gesund zu machen.

Je angesehener der betreffende Dämon ist, um so wertvoller muß auch die Opfergabe sein, wie man zu sagen pflegt: „Ein mächtiger Dämon verlangt ein leckeres Dankopfer." Der Neger ist darum auch in seinen Ansprüchen, die er an den Dämon stellt, nicht bescheiden. Er bittet um alles, was sein Herz begehrt: um Leben, Gesundheit, Kinder, Reichtum, Ansehen, Glück usw.

Bittet einer durch Vermittlung des Priesters etwa um Leben, so hat er auf dessen Befehl den Weg bis zur Wohnung des Dämons mit einem Palmwedel oder auch mit der Hand sauber zu kehren, während er fortwährend ausruft: „Ich bitte um Leben; ich bitte um Leben." Während dessen steigt der Priester ins Wasser, holt etwas Schlamm herauf und reibt mit diesem die Brust des Bittenden ein. Das ist das Zeichen des Segens und der Mitteilung von Leben und Gesundheit. Nachher wird das Opferschaf geschlachtet und eine Speise bereitet, welche „Sense" genannt wird. Ist das Essen fertig, so nimmt der Priester mit seiner linken Hand eine Portion aus dem Topf und gibt diese in die linke Hand des Anbetenden. Mit der Rechten wird alsdann gegessen. Ebenso gießt der Priester etwas Suppe in die Kürbisschalen der Beteiligten. Sind keine solchen zur Hand, so dienen gewisse Blätter als Trinkgefäße.

Ein gewöhnlicher Dämon ist auch mit geringen Gaben zufrieden. Dazu bemerkt das Sprichwort höhnisch: „Ein Dämon, der nie ein Schaf verschmeckt hat, hält auch das gelbe Sekret im Augenwinkel des Schafs für Fett."

Glaubt der Neger von irgend jemand verflucht worden zu sein, so nimmt er seine Zuflucht zum Zauberer und bringt diesem eine Opfergabe. Der Zauberer muß nun dieses Opfer dazu verwenden, den Dämon zu befriedigen und ihn zu bitten, den Fluch vom Haupt des Opfernden abzuwenden. Wie häufig solche

Sachen vorkommen, geht daraus hervor, daß sie sagen: „Niemand schüttelt einen Fluch ab, um einen neuen Fluch auf sich laden zu können."

3. Verehrung der persönlichen Geister.

a) Zu Lebzeiten des Menschen.

Der Neger glaubt, daß schon das Kind im Mutterleibe von Gott oder durch Vermittlung eines Dämons mit seiner „Seele" ausgestattet wird. Diese Kindesseele kann sich den fragenden Eltern gegenüber äußern. Darum begibt sich der wißbegierige Vater zuweilen mit seinem Weib zu einem Zauberer und läßt durch diesen die Seele des werdenden Kindes fragen, ob sie einem Knaben oder einem Mädchen angehöre — oder auch, welches Opfer ihr gebracht werden müsse, ehe sie ihre Erscheinung auf der Erde mache.

Hat ein Mensch das Licht der Welt erblickt, so begleitet ihn seine „Seele" als persönlicher Schutzgeist. Je nachdem flüstert er ihm einen guten oder bösen Rat ins Ohr. So kommt es auch, daß ein Mensch das eine Mal vom Glück begünstigt, ein anderes Mal vom Unglück verfolgt wird. Er tut ja nur das, wozu sein Schutzgeist ihn ermuntert. Bezeichnend ist aber, daß der Reichtum auch hier eine Rolle spielt; denn das Sprichwort erklärt uns: „Der Seele des Reichen ist nichts unerlaubt," wie wir etwa sagen: „Dem Reichen stehen alle Türen offen." Deshalb schreckt auch der Reiche vor keinem Mittel zurück, um seinen Wohlstand zu mehren. Darum ist es wiederum begreiflich, daß diesem persönlichen Schutzgeist wie einem Dämon Dankopfer gebracht werden.

Diese religiöse Zeremonie heißt „das Waschen der Seele." Diese Waschung gilt als Reinigungsbad und ist unerläßlich, um sich künftiges Glück zu sichern. In welcher Weise wird dieses Zeremoniell veranstaltet? Der Opfernde begibt sich am frühen Morgen an den Wasserplatz, wäscht sein Gesicht und schöpft mit der Kürbisschale etwas Wasser. Von diesem nimmt er einen Schluck in den Mund und läßt das Wasser wieder in das Gefäß zurückfließen. Gleichzeitig spricht er aus, was sein Innerstes bewegt und betet zu seinem Schutzgeist: „Meine Seele, ich bitte dich um Geld; mehre mein Ansehen und schenke mir langes Leben.

Laß mir das zuteil werden, was mir Nutzen bringt usw." Langes Leben wird besonders begehrt, denn: „Langes Leben ist vorteilhaft."

Hat der Opfernde durch irgend eine böse Tat einen Fluch auf sein Haupt geladen, oder ist er von einer schweren Krankheit befallen worden, so läßt er sich von dem Zauberer des Dämons, den er verehrt, eine heilige Medizin brauen. Mit diesem heiligen Wasser verfährt er in oben beschriebener Weise und murmelt dabei: „Meine Seele, wenn ich einen Fluch auf mich geladen habe, so segne ich meinen Mund." Durch Aussprechen dieser Worte bittet er um Wegnahme des Fluchs und um neuen Segen.

Der Neger nimmt an, die Seele der Menschen sei für gewöhnlich von roter Hautfarbe. Ihre Kleidung aber bestehe aus weißer Leinwand. Doch lehrt uns das Sprichwort: „Geschwätzigkeit ist durch eine schwarze Seele bedingt", daß es vorkommen kann, daß einer auch eine „schwarze Seele" hat. Das gilt allgemein für ein Unglück. Wem von diesen Unglücksmenschen es darum zu tun ist, zu Geld und Gut zu kommen, dem gelingt es nicht. Geht ein solcher schwarzer Rabe auf die Reise, dann folgt ihm das Unglück auf dem Fuß. Durch sein böses Maul macht er sich nichts als Feinde: „Ein böses Maul kommt von einer schwarzen Seele." Ebenso ist männiglich davon überzeugt: „Wer von einem unglückbringenden Geist umgeben ist, kommt durch der Leute Hände ins Unglück."

b) Nach dem Tode des Menschen.

Verläßt der Schutzgeist oder „die Seele" den Menschen gänzlich, so ändert sich damit auch sein Name. Von nun an heißt er „Samang" oder „Geist." Es gibt gute Geister der Abgeschiedenen, die den Überlebenden keinerlei Leid zufügen. Darum sagt man: „Ein guter Geist segnet sein Kind." Andere wieder verfolgen die Anverwandten mit Unglück und werden von diesen sehr gefürchtet. Sie sind imstande, ihre Opfer mit Krankheit zu schlagen. Wird ein Familienglied von einer solchen Krankheit befallen, so werden die Blätter eines bestimmten Strauches, der weiße Blüten und kleine runde Früchte, sowie einen übelriechenden Saft hat, ins Feuer geworfen, um damit dem

betreffenden Geist den Eintritt ins Haus und die weitere Belästigung des Kranken zu wehren.

Diese unheilverbreitenden Geister der Abgeschiedenen müssen natürlich auch durch Opfer versöhnt und günstig gestimmt werden, wie aus dem Sprichwort hervorzugehen scheint: „Der Geist eines Abgeschiedenen macht sich aus dem Palmwein nichts.“ Der abgeschiedene Geist wird bei diesem Opfer mit lauter oder leiser Stimme angerufen. Dabei wird ein Topf mit Essen und etwas Palmwein auf das Grab gestellt, ein Feuer angezündet und der Geist etwa also angebetet: „Schenke mir meine Gesundheit wieder“ — oder: „Wende das drohende Unglück von meinem Haupte“ usw.

Oft werden Opfergaben auch auf den Weg an den Dorfeingang niedergelegt, um den bösen Geistern den Zutritt zu verwehren: „Niemand legt eine Opfergabe an den Dorfeingang, um einen Fluch abzuwenden — und holt seine Gabe nachher wieder.“

Es gibt dreierlei Arten abgeschiedener Geister.

1. Solche, die in der Schlacht fallen oder durch einen Unglücksfall umkommen. In der Unterwelt genesen diese schon nach einem Monat wieder. „Die Geister solcher Helden“ haben keine Gemeinschaft mit den gewöhnlichen Geistern. Sie wandern umher, mit weißer Erde bestrichen und in weiße Gewänder gekleidet. Von dieser weißen Erde tropft etwas auf den Boden und macht ihren Weg dadurch helle. Vor den Menschen kennen sie keine Furcht.

2. Neben den Geistern der Krieger und Verunglückten sind „die gewöhnlichen Geister“ zu nennen. Diese ergreifen die Flucht, sobald sie jemand sehen, und verstecken sich sogar vor den Menschen. Ihre Wohnstätte ist auf der Erde. Wo — weiß man nicht gewiß. Jedenfalls muß man auf dem Weg dorthin einen hohen Berg ersteigen, bis man endlich ihr Heim erreicht. Ihr Weg ist dunkel und schattenhaft. Wer auf dieser Erde lange krank gewesen ist, wird in jener Welt erst nach Verlauf von drei Jahren gesund. Bezeichnend ist aber, was der Neger im Sprichwort sagt: „Aus der Unterwelt gibt es keine Wiederkehr.“

3. Noch sind die „wandernden Geister“ zu erwähnen. Diese dürfen sich nicht in der Geisterwelt aufhalten, sondern treiben sich

hinter den Wohnungen der Menschen umher. An einzelnen Tagen kommen sie mit den andern in den Geisterhain, um zu schmausen, zu trinken und zu spielen. Von dieser unterhaltenden Beschäftigung redet das Sprichwort: „Ein Geist wartet mit dem Essen nicht auf die Lebenden."

4. Verehrung sachlicher Kultgegenstände.

Endlich ist die Verehrung der verschiedenartigen Zaubermittel noch zu besprechen. Dabei werden Amulette und andere, eine geheime Kraft besitzende Gegenstände mit Blut oder Arznei oder Eigelb, auch mit roter und weißer Erde bestrichen, um sie unwirksam zu machen. Welcher Betrug damit unterläuft, zeigt folgendes Sprichwort: „Wenn jemand mit einem Zaubermittel dir Trost zuspricht und mit seinem Wort dessen Kraft wieder wegnimmt, leistet er dir keinen guten Dienst."

Der Zauberer fertigt die Zaubermittel für alle Lebensverhältnisse und gegen allerlei Schäden an, wie aus folgendem Sprichwort klar wird: „Niemand begibt sich nach erfolgter Geburt zum Zauberer, um ein Amulett zu erstehen, das eine leichte Geburt bewirkt." Fertigt er die Zaubermittel an, so ist er auch der berufene Mann, sie durch oben beschriebene Manipulation wieder zu entkräften. Wiewohl er aber in dieser Kunst ein Meister ist und seine Kunst von den Leuten auch anerkannt wird, so hat sie doch ihre Grenzen, und jedermann weiß: „Ein alter Mann vermag mehr als der Zauberer, welcher Zaubermittel entzaubert."

Diese Anschauung macht es auch verständlich, daß kluge Leute überhaupt von allen derartigen Amuletten und Geheimmitteln, die da und dort an einem Körperglied festgeschnürt oder im Haar festgebunden werden, gering denken. Der Starke verläßt sich nicht auf fremde Hilfe, sondern auf sich selbst. Von dem philosophisch angelegten Schimpansen kann man in dieser Hinsicht viel lernen, denn er sagt: „Meine Augen sind mein Amulett."

Zweiter Abschnitt.

Kultur.

A. Im Einzelleben.

1. Die Wohnung.

Es scheint absurd, von der Kultur eines Negerstammes zu reden. Wer jedoch das wenige, das unter den Negern noch von Kultur vorhanden ist, nicht mit überlegener Roheit zertritt, wird auch an diesen Anfängen seine Freude haben können.

Der Engländer sagt: „There is no place like home“. [1] Das weiß auch der ungebildete Neger. Er liebt seine Heimat über alles. Und wenn er, von allen Menschen abgeschlossen, nichts als eine einzeln stehende Hütte sein eigen nennen würde, es ist doch eine Heimat. „Eine Wohnung ohne Feuer ist besser als böse Menschen.“ Also: lieber allein wohnen als mit bösen Menschen zusammen. Der Neger ist anhänglich an die heimatliche Scholle und gibt diesen seinen Gefühlen trefflichen Ausdruck, wenn er sagt: „Zu Hause ist es besser als im Walde.“ Ein Dach über dem Kopf ist auch dem Neger viel wert.

Darum ist es ihm auch im eigenen Hause gemütlich trotz des herrschenden Durcheinanders. Und diese behagliche Gemütlichkeit vermißt er, wenn er auf Reisen und von zu Hause weg ist. Darüber klärt uns die Redensart auf: „Wenn du unterwegs bist und dir dein Essen kochst, koche es irgendwo, denn unterwegs gibt es keinen Feuerplatz.“

Ein rechter Neger will auch ein rechtes Haus haben. Dieses muß solid gebaut sein, so daß es nicht von dem ersten besten Sturmwind über den Haufen geworfen werden und ein Mensch ohne Gefahr drin wohnen kann. Daher sagt man: „Wenn du dein

---

[1] „Es ist nirgends so schön wie daheim.“

Haus nicht gut gebaut hast, dann fürchtest du dich drin zu schlafen." Eine gute Grundmauer ist auch nach Neger-anschauung bei einem Hausbau die Hauptsache. Das Sprichwort macht jeden lächerlich, der gegen diese Regel fehlt: „Wenn du dein Haus unten nicht gehörig befestigst, dann ist es schlecht gebaut." Baut sich der Neger ein Haus, so rammt er eine Reihe von Pfosten in die Erde und verbindet diese durch quer gebundene Palmrippen miteinander. Die entstandenen Zwischenräume werden mit Erde ausgepflastert. Am Boden aber, dem fertigen Hause entlang, wird ein kleiner Stein- und Erdwall aufgeführt, was dem Hause Halt verleihen und die Grundmauer ersetzen muß. Manche Häuser werden auch ganz aus Lehmmauern aufgeführt und bekommen in diesem Fall meistens einen Stein-sockel. Auf dieser verschiedenen Bauart beruht auch die Dauer-haftigkeit der einzelnen Häuser. Es ist nicht in jeder Hütte gleich bequem wohnen, denn „nicht alle Wohnplätze sind gleich (gut)."

Das Sprichwort belehrt uns ferner darüber, daß an jeder Negerhütte eine kleine vorspringende Mauer angebracht ist. Diese wird Bamma genannt und dient als Sitzplatz: „Wer auf einer Bamma sitzt, verflucht die Stadt nicht." Damit will offenbar gesagt werden, daß er ein friedliebender Mann ist.

Das Dach wird meistens mit langem dürrem Gras oder auch mit Palmzweigen oder großen Blättern gedeckt. Erst in neuerer Zeit fangen die Eingeborenen an, ihre Häuser auch mit Schindel- oder Wellblechdächern zu versehen. „Man deckt nicht bloß die eine Hälfte des Hauses."

Der Fußboden wird mit einer Mischung von Wasser und roter Erde aufgewaschen und mit rotem Ocker poliert. Davon gibt das Sprichwort Zeugnis: „Wer seinen eigenen Boden nicht sauber poliert, so daß er schön glänzt, wird auch seines Nachbars Boden nicht aufwischen."

Eine kurze Andeutung der Zimmereinrichtung gibt folgender Ausspruch: „Wer nicht müde ist, sagt, ich habe keinen Ort zum Schlafen." Eine besondere Hütte dient als Schlaf-raum, während eine zweite Hütte als Küche benützt wird. Der größte Raum stellt das Wohnzimmer dar. Daraus mag ersehen werden, daß jedes Negergehöft aus verschiedenen Hütten besteht,

welche im Viereck aufgestellt und gegen den Hof hin offen sind. Jede Hütte weist *eine* lange und zwei kurze Seiten auf, wie aus folgendem Sprichwort ersichtlich ist: „*Wenn die Langseite einfällt, wie wird es erst mit den beiden kurzen Seiten gehen!*" So bildet jedes Gehöft eine nach außen hin abgeschlossene Wohnung. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Hütten werden als Vorratskammern ausgebaut und zum Teil auch als Badezimmer verwendet. Diese Vorratskammer ist gemeint, wenn man sagt: „*Wenn das Hinterzimmer auch nicht alt aussieht, so ist es doch alt.*"

Zum Aufbewahren von allerlei Feld- und Baumfrüchten dient ebenfalls ein Gestell, das aus verschiedenen Stecken verfertigt und ein Tummelplatz der Ratten und Mäuse ist. Dieses wird launisch in folgender Redensart erwähnt: „*Wenn dein (Frucht-)Gestell zusammenbricht, wenden sich die Mäuse nicht an dich um Nahrung.*"

2. Die Kleidung.

In Westafrika benötigen die Eingeborenen kaum ein Stück Kleidung, um sich vor Kälte und Unwetter zu schützen. Auch hat ihnen der liebe Gott als natürliche Bedeckung ihre schwarze Hautfarbe gegeben. Wenn sie von alters her trotzdem darauf aus waren, ihre Blöße zu decken, so offenbart sich in diesem Bestreben ein Stück Kultur.

Es gilt für unanständig, nackt auf der Straße herumzugehen. In dieser Hinsicht übt niemand Nachsicht und verurteilt dieses unästhetische Gebahren mit dem Zitat: „*Es ist unschicklich daheim sich zu kleiden und unbekleidet auf der Straße sich sehen zu lassen.*" Nur Verrückte gehen unbekleidet umher. Wenn man das weiß, darf man den guten Rat wohl beherzigen: „*Wenn du badest und ein Verrückter dein Kleid wegnimmt, suche ein anderes, ehe du ihn verfolgst; denn sonst werdet ihr beide für verrückt gehalten.*"

Es ist bekannt, daß der Neger schmale Zeugstreifen von beträchtlicher Länge webt und diese zu einem großen Umschlagtuch zusammennäht. Vor Zeiten, ehe man die stählernen Nadeln kannte, benützte man die dünnen spitzigen Dornen der Palme, um

die Löcher zu bohren und den Faden durchzuziehen. Diese Naturnadeln sind offenbar in dem Sprichwort gemeint: „Kann man einen Dorn mit einer echten Nadel vergleichen?“ Am meisten geschätzt wird ein weißer leinener Stoff, denn „weiße Leinwand gibt ein gutes Kleidungsstück.“ Ein solches kann mit der nötigen Schonung viele Jahre lang seinen Dienst tun und ist beinahe unzerreißbar. Man sagt daher: „Wenn weiße Leinwand auch nichts besonders Wertvolles ist, zerreißt sie doch nicht leicht.“ Deshalb gibt der Besitzer eines solchen Zeuges auch sehr Achtung auf dasselbe und wäscht es vorsichtig, wenn es schmutzig geworden ist. „Wenn dein Umschlagtuch schmutzig geworden ist, verbrennst du es doch nicht, sondern du wäschest es.“ Und zwar ist da mit wenig Wasser nichts getan. Ist ein Kleidungsstück recht schmutzig, so muß das Wasser oft gewechselt werden. Die Negerfrau wäscht im fließenden Wasser. Findet sie im Bach aber zu wenig Wasser, so kommt sie ins Gedränge, weil ihre Wäsche nicht sauber wird. Sie handelt deshalb nach dem weisen Rat: „Wenn man am Bächlein Wäsche hält und diese nicht rein wird, dann begibt man sich an den Fluß.“

Der Arme muß sich natürlich mit einem einfachen Zeugstoff begnügen. Er hat die Mittel nicht, sich etwas Schönes einzutun. Das ist selbstverständlich, denn man weiß „Wer nichts hat, kauft sich ein geringes Umschlagtuch.“ So kennt man also schon an der Kleidung die Verhältnisse eines Mannes.

Wer reich ist, kann ganz anders auftreten, denn Kleider machen Leute auch in Afrika.

Geht's zur Arbeit auf das Plantagendörfchen, so zieht man natürlich nichts Gutes an, und macht es sich so leicht als möglich. Irgend ein alter Fetzen muß dann den Dienst tun, wie Jao Purow sprichwörtlich sagt: „Auf meinem Plantagendorf begnüge ich mich mit irgend einem alten Kleidungsrest; muß ich deshalb auch mit einem halben Bett mich zufrieden geben?“ (Das Bett besteht ja nur aus einer Matte, die des Abends am Boden aufgerollt wird.)

Das Sprichwort berichtet uns, daß Häuptlinge und Könige ihren langen Tragkorb, welcher ihren Sklaven auf die Schultern geladen wird, mit einem kostbaren Stoff ausschlagen. Dieser

stammt aus dem Innern Afrikas und ist von großer Haltbarkeit: „Zuerst sieht man das Äußere des Korbes und dann erst den Stoff, mit dem er ausgeschlagen ist.“

Das Gewand, welches die durchreisenden und angesiedelten Mohammedaner tragen, hat wieder einen anderen Namen, denn „wenn ein Mohammedaner ertrinkt, sucht man nicht nach seinem Kleid (genannt Adurade).

In früheren Zeiten besaßen die meisten Familien nur ein Umschlagtuch. Ging der Mann auf die Straße, so hüllte er sich in dasselbe ein; ebenso tat die Frau, wenn sie ausging. Die übrigen Hausbewohner mußten immer so lange in ihren vier Wänden bleiben. Das ist heute ganz anders geworden, und es ist der Segen der Kultur, welche die Europäer gebracht haben: „daß wir heute alle ein Umschlagtuch haben, ist der Europäer Verdienst.“

Sehr beliebt bei den Eingeborenen ist der Schmuck. Perlenschnüre in blau, rot oder gelb sieht man häufig an den Arm- und Fußgelenken. Die silbernen Armspangen repräsentieren oft einen großen Wert. Auch Halsketten tragen die Frauen und Mädchen sehr gerne. Diese werden in dünne Bastschnüre eingefädelt und sind sehr haltbar. Nur selten kommt es vor, daß sie zerreißen. Darauf spielt dieses Sprichwort an: „Wenn eine Halskette vor den Dorfältesten zerreißt, geht nichts davon verloren.“

3. Die Nahrung.

Es dürfte interessant sein, von den Tschi-Sprichwörtern sich auch über die Nahrungsverhältnisse der dortigen Bewohner etwas belehren zu lassen. Der Neger nimmt es sehr wichtig mit dem Essen, und manchmal hat es den Anschein, als ob er nicht damit einig wäre, daß der Mensch ißt, um zu leben, und nicht lebt, um zu essen.

Wenn der Europäer im allgemeinen im Essen vielleicht auch etwas mäßiger ist, so möchte es sich jeder doch in behaglicher Ruhe so lange schmecken lassen, bis er satt ist. Genau so denkt der Neger auch, wenn er konstatiert: „Sich satt essen ist keine Anmaßung.“ Der Lateiner sagt: „plenus venter non studet

libenter."[1]) Diese Wahrheit muß unumwunden zugegeben werden. Aber ebensowenig kann man bestreiten, daß ein „hungriger Magen" auch ungerne arbeitet und mit Macht nach Befriedigung verlangt. „Was der Hunger fordert, ist Sättigung." Aus demselben Grunde ist auch „Kauen und Hinunterschlucken besser als eine Hand voll Geld."

Welches ist denn das Lieblingsgericht des Negers? Das Sprichwort antwortet: „Du sagst, du wirst Ampesi essen — und wenn es vollends Fufu wäre!" In mancher Hinsicht instruktiv ist auch folgender Ausspruch: „Wenn jemand dir Speise zu essen geben will, so läßt er dich Ampesi als Probe kosten." Dieses Sprichwort läßt uns wissen, daß unter der genannten „Speise" nichts anderes als Fufu zu verstehen ist. Dieser wird aus allen Arten von Jams oder Amankani (Koko) oder Pisang bereitet. Diese verschiedenen Arten heißen, in Stücke geschnitten und gekocht, Ampesi. Den besten Ampesi gibt eine gute Jams-Sorte, welche gesotten sehr an unsere Kartoffel erinnert und sogar auch etwas mehlig ist. Man weiß: „Guter Jams wird schnell weich." Wenn der Missionar auf der Reise ist und sich von seinen Trägern etwa einen Fufu zubereiten läßt, bringen sie ihm jedesmal von dem gesottenen Jams etwas zum Versuchen. Dieser Ampesi wird nun, wie wir vom Sprichwort hören, in einem großen hölzernen Mörser gestoßen und erhält eine kleine Beimischung von Wasser. „Was der Mörser liebt, ist ‚tum-tum'" (eine Nachahmung des Geräusches, das durch das Fufustoßen verursacht wird). Dieses ‚tum-tum' ist süße Musik in den Ohren der Leute. So spottet der Volkswitz: „Wenn du aus jemands Haus das ‚tum-tum' hörst, kannst du dann fasten?" Daraus mag ersehen werden, daß Fufu dem Neger über alles geht, denn „eine Speise, die nicht im Mörser gestoßen wird, schmeckt nicht gut." Zu einem richtigen Fufu gehört aber auch eine schmackhafte Suppe. Ohne Fleisch kann man keine Suppe kochen. Soviel weiß auch jedes unkultivierte Negerweib. Es gehört zu den Pflichten des Mannes, den Haushalt mit Fleisch zu versehen. Darum hat auch jeder erwachsene Mann eine Flinte. Oft sieht man in der Suppen-

[1]) „Mit einem vollen Magen läßt sich nur schwer studieren."

schüssel „Elefantenhaut" und jedermann weiß, daß „ein rechter Jäger und Elefantenfleisch auf der gleichen Linie stehen." Sehr beliebt sind auch „geräucherte Flußfische", denn „Flußfische sind wie Quellwasser." In der Nähe der Küste kann man natürlich auch „Seefische" haben: „Die Akroponger gehen nicht an die See, aber sie verkaufen Seefische."

Nicht zu vergessen sind die „Schnecken", die im Mai in großer Anzahl gesammelt, auf Stecken aufgespießt und dann geräuchert werden. So kann man sie sehr lange aufbewahren. „Wenn Schnecken in der Suppe umkommen, verfaulen sie nicht."

Sehr oft kommt es vor, daß es dem Hausherrn trotz aller Mühe nicht gelingt, etwas Fleisch aufzutreiben. Was dann? Der Neger kommt auch in diesem Fall nicht in Verlegenheit. Hat er kein Fleisch, so muß eben etwas anderes dieses ersetzen: „Wenn kein Fleisch da ist, macht man mit Pilzen eine Suppe." Diese Pilze sind sehr begehrt. Besonders alte Leute sind große Liebhaber derselben. Wahrscheinlich deshalb, weil sie das zähe Fleisch nicht mehr recht beißen können. Darum verwahrt man sie auch an einem sicheren Ort: „Niemand pflückt Pilze und bewahrt sie bei einem Ameisenhaufen auf." (Dort wachsen sie nämlich und könnten leicht von jedermann weggenommen werden.)

Die Suppe muß auch ordentlich gepfeffert werden. Für Neulinge ist die scharfe Brühe ganz ungenießbar. Die Pfefferstauden trifft man außer auf den Feldern manchmal auch zur Linken oder Rechten des Weges, wohin durch irgend einen Zufall einige Samenkörner gefallen sind. „Die Pfefferstaude am Wege sagt: wenn du mich abbrichst, brich mich immerhin ab, aber tu mir nicht weh!" Die Hauptmahlzeit der Eingeborenen besteht also aus Fufu. Sie wird des Abends eingenommen. Als Frühstück kennt der Neger noch andere Herrlichkeiten. Vor allem sind da die verschiedenen Arten von Ampesi (s. oben) zu erwähnen. Gesottener Jams ist sehr schmackhaft. Darum nimmt's einen nicht wunder, daß man sagt: „Wer einem Kind gesottenen Jams durch Blasen abkühlen will, beißt ein Stück davon ab." Auch gesottene Aman-

kani (Koko) sind nicht zu verachten. Roh kann man diese Wurzeln nicht essen. „Wenn man Koko roh essen könnte, würde man ihn auf dem Acker essen."

Sehr empfehlenswert ist auch gerösteter Pisang und kann als Leckerbissen angesehen werden: „Gerösteten Pisang ißt man mit Lust." Eine gute Zugabe sind Erdnüsse, weil „Pisang und Erdnüsse immer gut zusammen schmecken."

Auch „Mais" wird sehr geschätzt und, wenn noch halbreif und süß, gesotten oder geröstet gegessen. „Mais ist die Königin unter den Speisen." Jeder schätzt sich glücklich, der ein Maisfeld aufzuweisen hat, und wenn er nur ganz wenige Maiskolben besitzt, so dünkt er sich wunder wie reich, weil Mais mehr als hundertfältig zu tragen pflegt. Daher die Redensart: „Ein Körnchen ist ein Kornhaus."

Der reife Mais wird auch zwischen zwei Steinen gemahlen, mit Wasser gemischt, zu kleinen Laibchen geformt, in Blätter geschlagen und gesotten. Also gesottenes Brot heißt „Dokono", im Unterschied von „Abodo", welches, wenn es zu Laibchen geformt ist, ohne Blätterhülle gebacken wird. Daher der Spruch: „Der Dokono hat ein Kleid. Wozu? Und das Brot muß nackt bleiben."

„Palmkerne" werden im Feuer geröstet, und haben einen sehr pikanten Geschmack. Man muß beim Genießen derselben die saftigen, fetten Kerne einzeln abnagen. Wer das nicht weiß, wird durch folgendes Wort daran erinnert: „Palmkerne werden einzeln abgenagt."

Unterwegs dienen Melonen gar sehr zur Erfrischung. Aber „de gustibus non est disputandum"[1]): „Wenn man Melonen morgens oder mittags ißt, ihren bitteren Geschmack können sie nicht verleugnen." Die Melonen müssen also gut reif sein, denn: „Wenn Melonen oben am Stamm noch nicht reif sind, schmecken sie nicht süß."

Ebenso beliebt ist „Zuckerrohr", das man langsam kaut und dessen Saft man aussaugt: „Ich habe zuerst Tigernüsse (eine besondere Art süßer Erdnüsse) gekaut; alsdann habe ich Zuckerrohr ausgesaugt. Dieses ist süßer als Tiger-

[1]) „Die Geschmäcker sind verschieden."

nüsse." Es ist mir oft aufgefallen, daß der Neger wenig Verlangen nach Abwechslung in seiner regelmäßigen Kost zeigt. Wird ihm irgend einmal eine unbekannte Speise vorgesetzt, so tastet er sie nicht an, sondern weist sie kurzer Hand zurück: „Eine Speise, die man nie in der Küche von Vater und Mutter gesehen hat, liebt man nicht."

4. Die Leibespflege.

Der Neger hält große Stücke auf die Pflege seines Leibes. Er weiß auch, ohne Medizin studiert zu haben, daß die Gesundheit wesentlich von einer richtigen Hautpflege abhängt. Darum ist es ihm nicht wohl, wenn er nicht täglich mindestens einmal ein Bad genommen hat. Zu diesem Zweck hat er sich in seinem Haus einen besonderen Badeplatz abgeteilt, wie uns das Sprichwort erzählt: „Der Badeplatz wird naß, ehe es anfängt zu regnen." Der Badende setzt sich auf einen kleinen Stuhl und übergießt sich mit „heißem" Wasser, in der richtigen Erwägung, daß dieses die Poren schließt und er somit vor nachfolgender Erkältung so ziemlich geschützt ist: „‚Ich wasche meinen Körper mit heißem Wasser'. Mit diesen Worten badete die Spinne ihre Kinder. — Sollte ich dann in kaltem Wasser baden?"

Seinen Körper seift der Neger bei dieser Manipulation tüchtig ein und reibt sich mit einem Schwamm energisch ab. Dieser Badeschwamm findet in folgender Redensart Erwähnung: „Wenn jemand sagt: fülle deinen Schwamm mit Wasser, so ist das doch keine Beleidigung." Dieser Schwamm besteht aus harten Pflanzenfasern und ist hauptsächlich im Land der Akwamer daheim. Diese wohnen an den östlichen Ufern des Volta. Daher sagt man: „Wenn einer gegen die Akwamer zu Felde zieht und keinerlei Beute nach Hause bringt, dann hat er doch sicher die Fasern zu einem Schwamm sich abgebrochen".

Öfters badet man auch am Bach. Die Frauen hauptsächlich ziehen das vor. Es ist aber natürlich verboten, am Wasserplatz, d. h. da, wo man Trinkwasser holt, zu baden: „Wo man trinkt, badet man nicht."

Sehr erfrischend ist es, einige „Limonen" ins Badewasser auszudrücken. Das hat noch den weiteren Vorteil, daß der Limonengeruch einen herrlichen Duft verbreitet und das Parfüm ersetzt: „Alle Leute, die sich mit Limonen waschen, verbreiten einen wohlriechenden Duft. Da sagte die rote Ameise (die sehr übel riecht), sie werde von nun an auf dem Limonenbaum ihre Wohnung aufschlagen, aber dennoch stinkt sie." Daß der Neger große Stücke auf Reinlichkeit hält, geht auch daraus hervor, daß man sagt: „Wenn einer seinen Schwamm haßt, stinkt sein Mund." Dabei mag noch erwähnt werden, daß er seine Zähne in Ermangelung einer Zahnbürste mit einer besonderen Art von weichem Holz mehrmals täglich aufs gründlichste reinigt: „Wenn man seine Zähne zu sehr reibt, blutet das Zahnfleisch." Kinder und ungeschickte Leute schlucken oft kleine Stücke von diesen weich gekauten Hölzern hinunter. Spöttisch bemerkt dazu das Sprichwort: „Die Speise des Narren besteht aus Zahnhölzchen."

B. Im Familienleben.

1. Die Eltern.

a) Der Mann.

„Tugenden braucht der Mann,
Er stürzt sich wagend ins Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück
In den bedenklichen Kampf."

Die folgenden Ausführungen mögen zeigen, ob dieses Schillerwort auf die männlichen Bewohner der Goldküste angewendet werden kann.

Der Mann nimmt im Familienkreis eine hervorragende Stellung ein. Man kann ihm daher keinen größeren Schimpf antun, als ihm das verächtliche Wort ins Gesicht zu schleudern: Du bist ein Kind. Es gilt für ausgemacht, daß „in einem Mann sich keine Schwäche findet." Der Mann muß den Kampf mit dem Leben aufnehmen. Wenn es in den Krieg geht, kann er seine Männlichkeit am besten zeigen: „Ein Mann wird an der Spitze eines Heeres, aber nicht zu Hause ge-

boren." Dem gegenüber ist die folgende Aussage auffallend, aber für afrikanische Verhältnisse sehr bezeichnend: „die Schildkröte sagt: ein Mann schäme sich nicht zu fliehen."

Es ist selbstverständlich, daß ein erwachsener Mann kein kindisches Benehmen zeigen darf. Man erwartet von ihm ein würdevolles, männliches Auftreten: „Kein Mann sagt zu seinem Nachbarn: ich werde dich durchprügeln." Diese seine Würde läßt ihn auch manchmal ein Auge zudrücken, wenn er irgend einen kleineren Verstoß an jungen Leuten bemerkt. Aber nicht nur seine Würde, sondern auch die Klugheit erfordert es, daß er manchmal schweigt, wo er eigentlich reden möchte, und nicht nach allen Mücken schlägt, denn „wenn ein angesehener Mann allen Vorkommnissen nachfragen wollte, würde das der Stadt Schaden bringen."

Seinen Kindern muß der Vater mit der nötigen Achtung begegnen und er wird ein solches Benehmen keineswegs zu bereuen haben. Es ist ja Erfahrungstatsache, daß „wenn ein Familienhaupt seine Kinder achtet, diese ihn auch respektieren." Hier mag erwähnt werden, daß das „ledig" bleiben in den Augen der Eingeborenen ganz undenkbar ist. Kommt ausnahmsweise ein solcher Fall vor, so hat das seine besonderen Gründe. Das Los eines derartigen Junggesellen scheint ein trauriges zu sein, weil er keine rechte Versorgung hat; sonst würde man nicht sagen: „Ein Lediger speist nur kärglich."

Mit der Wahrheit nimmt auch ein geachteter Mann es nicht immer so genau. In diesem Stück ist er eben ein Kind seines Volkes und benützt gerne eine gute Ausrede, um seinem Ansehen nichts zu vergeben: „Ein ehrwürdiger Mann braucht die Ausrede: ich habe es nicht gehört, ich habe es nicht gehört."

Bei irgend einer Beratung über private und familiäre Angelegenheiten gibt schließlich das Wort des Familienhauptes den Ausschlag und wird als ultima ratio angesehen: „Der Mund eines Ältesten übertrifft noch ein Zaubermittel."

Es wird erwartet, daß der Hausvater imstande ist, alle in seiner Familie vorkommenden Fragen zu erledigen und etwaige Unregelmäßigkeiten zu ordnen. Sonst kommt er und seine Familie in den Mund der Leute: „Wenn du deine Familienzwistig-

keiten nicht zu schlichten vermagst, dann werden sie auf der Straße besprochen."

Im Verkehr mit seiner Frau muß der Mann recht vorsichtig sein und darf ihr keine Geheimnisse anvertrauen. Sie würde ja solche bei Gelegenheit preisgeben: „Was du nicht auf der Straße sagen kannst, sage es auch deinem Weibe nicht, wenn du allein mit ihr zu Hause bist."

Unter Umständen ist es für Jüngere nicht leicht, in Gegenwart von älteren, angesehenen Leuten sich auszusprechen. Man geniert sich und ist verlegen: „Vor einem alten Mann zu reden, fällt einem nicht leicht."

Das Alter liebt es, die Jugend zum besten zu haben und seinen Spaß mit ihr zu treiben: „Wenn die Alten dich heißen wegzulaufen, und du läufst weg, dann lachen sie dich hernach aus."

Kommt das Alter heran, so sind die Alten aber wieder recht froh an den Jungen, weil sie ihrer Hilfe und Unterstützung bedürfen: „Ein alter Mann sucht den Schutz der Kinder." Die brausende, überschäumende Jugendlust macht im Alter einer wohltuenden Besonnenheit und ruhigen Überlegung Platz: „Höre auf einen alten Mann; wird er alt, dann wird seine Rede besonnen."

Das alles mag zeigen, daß der Mann eine bedeutende Stellung in der Familie einnimmt und besonders im Alter großes Ansehen genießt. Es ist darum ein großer Verlust, wenn ein älterer Mann stirbt. Er hinterläßt immer eine Lücke, und man hört den Schmerz über solchen Verlust aus dieser Redensart herausklingen: „der Tod alter Leute ist ein Unglück."

Interessant ist es, aus den Sprichwörtern die Anschauungen der Eingeborenen über die Polygamie kennen zu lernen. Am besten wird die Polygamie durch folgenden Ausspruch beleuchtet: „Wer Zank und Streit in seinem Haus haben will, soll nur recht viele Weiber heiraten." Sie wird also keineswegs als Segen, vielmehr als große Last empfunden, denn: „Wer fünf Frauen hat, der hat auch fünf Zungen." Seine Frauen leben in ewigem Streit miteinander und versüßen ihm sein Leben durchaus nicht. So ist es seine stete

und fragliche Aufgabe, die entstehenden Streitigkeiten zu ordnen: „Wer tausend Frauen hat, hat tausend Streitigkeiten zu schlichten."

So ist also das Los eines Polygamisten in keiner Weise beneidenswert. Er ist ein geplagter Mann, und wenn er meinte, durch seine Vielweiberei reich geworden zu sein, so war das eben eine Illusion. Man weiß ja: „Vielweiberei bedeutet Armut und hat keinen Wert." Wird vollends ein Polygamist krank, dann ist er recht übel daran, denn keine seiner Frauen sorgt für ihn. Eine überläßt die Arbeit und Pflege der andern: „Wenn ein Polygamist krank wird, ist der Hungertod sein Los."

b) Die Frau.

Es kann nicht bestritten werden, daß die Frauen im allgemeinen eine untergeordnete Stellung einnehmen. Das geht aus manchen Redensarten, die gang und gäbe sind, hervor. Der Neger sagt z. B.: „Die Frau hat ihre Schönheit von ihrem Manne." Sie ist also von ihm abhängig und hat von sich selber keine Vorzüge aufzuweisen. Eben diese Anschauung verrät auch folgender Spruch: „Wenn eine Frau die Trommel rührt, so ist es eine Trommel, welche im Hause eines Mannes aufgestellt ist." Darum ist es auch nicht verwunderlich, daß sich der Volkshumor über die kleinere Statur der Frauen lustig macht, wenn er sagt: „Wenn ein großes Weib Palmnüsse tragen würde, würden sie vom Reiher gefressen."

Eine rechte Frau erkennt ihren Mann als das Haupt an und ordnet sich ihm in Bescheidenheit unter. Doch ist diese Bescheidenheit vielleicht mehr sklavische Unterwürfigkeit: „Die Henne weiß, wenn es Tag ist, aber sie schaut auf das Krähen des Hahnes." Dennoch fühlt sich eine Frau erleichtert, wenn ihr Mann nicht zu Hause ist: „Wenn die Männer fort sind, dann zeigen sich die Frauen."

Man traut den Weibern im allgemeinen nicht viel Gutes zu. Dieses Mißtrauen seitens der Männer gegen die Frauen kennt kaum eine Ausnahme. Die Frauen werden alle über einen Leisten geschlagen, und man sagt ganz unbefangen: „Alle Weiber sind einander gleich." So glaubt man auch nicht mit Unrecht, daß

Gold und Flitter ihre Augen zu bezaubern vermag. Dem muß man Rechnung tragen, denn: „Frauen sind gerne da, wo Gold ist.“

Alte Weiber sind oft sehr geschwätzig und zänkisch. Die Männer können das nicht ertragen und wollen mit solchen Frauen nichts zu tun haben. Sie sind in diesem Fall auf sich selber angewiesen und genießen wenig Unterstützung von anderen: „Wenn du, altes Weib, ein böses Maul hast, dann mache deinen Zaun nur selber.“ Das will heißen: wer gegen andere unfreundlich ist, kann auch keine Gefälligkeiten beanspruchen.

Die alten Frauen bleiben meist zu Hause und verrichten nach Vermögen die häuslichen Geschäfte. Sie sehen nach dem Kochen und versorgen die Haustiere, ohne viele Ansprüche zu machen: „Das alte Weiblein versorgt die Henne und die Henne versorgt auch das alte Weiblein.“ Ihre Anspruchslosigkeit zeigt sich auch in dem folgenden Wort: „Was ein altes Weiblein in die Suppe tut, ist etwas Grünes.“ Fleisch zu essen ist es nicht mehr imstande, infolge des schlechten Zahnwerks.

Noch muß betont werden, daß einem rechten Manne seine Frau keineswegs gleichgültig ist und er ihren Wert zu schätzen weiß. Diese Wertschätzung der Frau drückt sich so aus: „Eine gute Frau ist mehr wert als Geld.“ Ebenso: „Ein gutes Weib ist ein Vermögen.“ Es gibt aber auch Ehen, in welchen ein Mann nicht das Lob seines tugendsamen Weibes singen kann, sondern sich bitter über seine Ehehälfte beklagen muß; er ist mit ihr in jeder Beziehung angeführt und kann keine Ehre mit ihr einlegen, denn: „Ein böses Weib ist wie ein schmutziges Gewand; wenn du dasselbe trägst, wirst du auch schmutzig.“

Doch gibt es unter den heidnischen Negern auch viele geordnete Ehen, in welchen ein harmonisches Zusammenleben von Mann und Frau Tatsache ist. Man achtet einander in gewissem Sinn und hilft einander gegenseitig, soweit es die geschaffene Lage erfordert: „Wenn deine Frau vom Wasserplatz zurückkommt und dich bittet: hilf mir ab! — dann hilf ihr ab: denn du weißt nicht, ob du nicht einmal in der Leute Mund kommen könntest.“ Diese Redensart zeigt aber auch,

daß im Grunde von einem eigentlichen, auf Liebe gegründeten Verhältnis keine Rede ist. Die Frau versorgt ihren Mann und tut nach seinem Gefallen, soweit es ihre Pflicht heischt, also kaum, weil die Liebe sie dazu treibt, sondern aus Gewohnheit oder um Streit zu vermeiden: „Eine länger verheiratete Frau weiß, wann ihr Mann hungrig ist."

Die Frau ist, wie es scheint, ein notwendiges Übel, sie gilt für einen Gegenstand, ohne den man nicht leben kann. Diese Empfindung offenbart sehr nett folgendes Sprichwort: „Eine Frau ist wie ein wollener Teppich; wenn man sich mit diesem zudeckt, dann juckt einen die Haut, legt man ihn aber auf die Seite, dann friert man."

Der Ehebruch wird als schweres Vergehen angesehen und verlangt Sühnung. Darum muß ein Mann bei diesem Vorkommnis eine größere Summe an den beleidigten Ehegatten zahlen. Dieses Sühnegeld wird aber für schmutzig gehalten. Man sagt daher: „Ehebruchsgeld ist kein Geld." Ehescheidung hat unter den afrikanischen Verhältnissen nicht viel zu bedeuten. Es gilt für ausgemacht: „Ehescheidung zerstört keine Stadt." Bezeichnend und lehrreich in dieser Hinsicht ist auch folgende Aussage: „Wenn du gutherzig bist, schenkst du deine Frau nicht weg."

2. Eltern und Kinder.

An einem Hause im Schwabenland findet sich die Inschrift:

„Wie der Acker, so die Ruben,
Wie der Vater, so die Buben."

Das trifft in Afrika selbstverständlich auch zu. Auch dort gilt es als Familienregel, daß „der Apfel nicht weit vom Stamme fällt": „Wenn du deinem Vater nachfolgst, lernst du seine Gangart." Und wiederum: „Ein Krebs bringt keinen Vogel zur Welt."

Wird afrikanischen Eltern ein Kind geboren, so herrscht darüber nicht weniger Freude, als bei uns in der Heimat. Glückstrahlend verkündigt der Vater das große Ereignis, und freudig eilen die Gratulanten in sein Haus, um ihm und seiner Frau ihre Glückwünsche auszusprechen. Wurde ein Zauberer vor der Geburt in Anspruch genommen, so stellt auch er sich als Gratu-

lant ein: „Der Zauberer wünscht Glück zur Geburt!" Der Neger liebt es, schon in der Zeit vor erwarteter Geburt sich allerlei kleine Zaubermittel einzutun. Diese Zaubermittelchen werden etwa in dem Kopfkissen der Frau, wenn ein solches da ist, versteckt. Man hofft auf diese Weise eine leichte Geburt in die Wege zu leiten. Von diesen Geheimmitteln redet folgendes Sprichwort: „Niemand sucht nach erfolgter Geburt nach einem Zaubermittel, das diese erleichtert." Gleich nach der Geburt wird das Kind auf die landesübliche Weise genährt: „Eine Mutter weiß, daß ihr neugeborenes Kindlein hungrig ist."

Werden einem Ehepaar als drittes und viertes oder zwischen dem siebenten und elften Kind Zwillinge geboren, so werden diese aus religiösem Aberglauben einer besonderen Waschung unterzogen. Diese muß in ihrem späteren Leben jährlich einmal vor jeder neuen Ernte an einem Freitag vollzogen werden. Ehe dieses Reinigungsbad genommen ist, dürfen sie nichts von der neugeernteten Frucht essen: „Nur an einem Freitag nimmt ein Zwilling die heilige Waschung vor."

Die einzige Nahrung der Neugeborenen ist natürlich die Muttermilch, und zwar wird einem Kinde nicht bloß zur Stillung seines Hungers oder, so oft es weint, zur Beruhigung die Brust gereicht, sondern so oft dasselbe, und sei es auch nur aus Spielerei, Verlangen darnach zeigt: „Wenn das Kind auch nicht weint, reicht man ihm nicht dennoch die Brust?"

Wird das Kind älter, so bekommt es natürlich auch andere Nahrung und darf aus einer Schüssel mit Vater oder Mutter essen. Darüber belehrt uns das Sprichwort: „Wenn ein Kind gelernt hat, seine Hände zu waschen, dann darf es mit den Alten essen." (Der Neger wäscht immer vor dem Essen die Finger seiner rechten Hand). Eine besondere Freude ist es für das Kind, auch ein wenig Fleisch in seine Suppe zu bekommen. Deshalb wird eine Mutter immer darauf bedacht sein, ihrem Kinde diese Freude zu machen: „Wenn du deinem Kinde Fufu gibst, dann gibst du ihm auch ein wenig Fleisch dazu." Ist ein Knabe vier Jahre alt, so wird ihm das erste Mal das Haar geschnitten. Das ist immer ein besonderes Ereignis. Dabei wird dem Kinde der Kopf derartig rasiert, daß nur kleine Partien von

Haar in kunstvollen Figuren stehen bleiben. Das ist ein Festtag für Eltern und Kinder und wird als große Ehre angesehen: „Wenn dein Kopf anders als Tete's (ein Name) Kopf aussieht, sagst du nicht: schneide mir die gleichen Figuren wie dem Tete."

Die gleiche Zeremonie wird an einem Mädchen vollzogen, wenn sie das reifere Alter erreicht hat. Die Blätter des Trompetenbaums werden verbrannt und mit der Asche der Kopf des Mädchens eingerieben; ihr Haar wird auf oben beschriebene Art geschoren: „Wenn das Dorf dein Haar schmückt, darfst du es nicht zerzausen."

Die Mutter wird noch mehr als der Vater in hohen Ehren gehalten. Dieser schöne kindliche Zug geht selbst soweit, daß der Neger sagt: „Wenn du auch eine schlechte Mutter hast, — deine Mutter ist sie dennoch." Die Sorge und Verehrung für die alternde Mutter ist demnach eine selbstverständliche Kindespflicht: „Wenn deine Mutter in Not ist, verläßt du sie nicht, um dir eine andere Mutter zu suchen." Solange Vater und Mutter leben, bleiben die Kinder immer in gewisser Abhängigkeit von ihnen: „Solange dein Vater und deine Mutter noch am Leben sind, heißt du dich nicht einen freien Mann." Stirbt aber die Mutter, so ist das ein großer Verlust, der nicht mehr gut gemacht werden kann: „Wenn deine Mutter tot ist, dann hast du keine Familie mehr."

3. Krankheit.

Wer sich länger unter den Eingeborenen aufgehalten hat, weiß, daß sie sehr häufig unter allerlei Krankheiten zu leiden haben. Im ganzen sind es mehr äußerliche Wunden am Arm und Fuß oder an den Beinen, die ihnen zu schaffen machen. Doch sind auch „innere" Krankheiten bei ihnen nichts Ungewöhnliches. Dabei glaubt der Neger trotz allen Aberglaubens dennoch: „Wenn Gott dich krank werden läßt, gibt er dir auch Arznei." Der gleiche Gedanke findet sich in folgendem Sprichwort: „Wenn eine Krankheit dich befällt, so ist es der Wille Gottes und nicht deine Familie, die deinen Tod herbeiführt."

Der Neger bedauert, daß sich niemand von diesem Tyrannen loskaufen kann und reich und arm dem Krankwerden ausgesetzt ist: „Krankheit ruiniert auch angesehene Leute.“ Unternehmungslustigen Menschen kann eine Krankheit natürlich sehr ungelegen kommen, weil es ihnen schwer fällt, längere Zeit stille zu liegen. So sagen sie denn auch gleich: „Krankheit ist ein großes Hindernis.“ Doch sind diese Leute wohl Ausnahmen. Im allgemeinen kann man beobachten, daß der Neger ein rechter Melancholiker ist. Fühlt er sich nur ein klein wenig unwohl, so ist mit ihm nichts mehr anzufangen, und es wäre die größte Beleidigung, ihm auch nur die kleinste Arbeit zuzumuten. Er ist sich mit unerschütterlicher Überzeugung dessen gewiß: „Wer krank ist, kann nichts ausrichten.“

So klug sind sie auch, daß der Kranke selber am besten die Diagnose seiner Krankheit stellen kann und deren Sitz in den meisten Fällen besser kennt als der Quacksalber: „Der Kranke kennt den Sitz seiner Krankheit.“ Es ist Sitte, daß der behandelnde Arzt als Vorausvergütung für seine Bemühungen eine gewisse Summe bekommt. Gleichzeitig wird aber auch ausgemacht, wieviel ihm bezahlt werden muß, wenn ihm die angewandte Kur gelingt. Hat er mit seinen Mitteln keinen Erfolg, so geht er leer aus. Das bezeugt das Sprichwort: „Wenn die Krankheit nicht weicht, gibt es auch keinen Lohn für den Arzt.“

Bei vielen Krankheiten ist eine Behandlung wertlos. Sie werden von Anfang an als tödliche Krankheiten erkannt: „Befällt dich eine tödliche Krankheit, so denkst du nicht an den Arzt.“ Dieser kann ja doch nichts helfen. Den gleichen Gedanken beleuchtet folgende Redensart: „Für tödlich verlaufende Krankheiten gibt es keine Arznei.“

Im übrigen hält der Neger sehr große Stücke auf Arznei und träumt den ganzen Tag vom Medizinschlucken. Deshalb sagt er auch trocken: „Niemand nimmt einem Kranken die Arznei weg, um sie selber zu trinken.“

Wie schon angedeutet, sind Hautverletzungen und daraus entstehende Wunden sehr häufig. Derartige Wunden werden oft einige Augenblicke mit einer glühenden Kohle berührt, um der Fäulnis vorzubeugen. Das verursacht, wie sich denken läßt, ganz rasende Schmerzen, wie man sprichwörtlich sagt: „Wenn man Haut-

wunden nicht brennt, dann entsteht Fäulnis; es tut aber weh, wenn man sie ausbrennt."

Eine andere Art der antiseptischen Wundbehandlung besteht im Auswaschen mit heißem Wasser und Arznei. Aus weiter Ferne schon kann man das Schmerzensgeschrei von Kindern hören, die in dieser Weise von ihren Müttern oder von dem Arzt behandelt werden: „Niemand brennt sich eine Wunde aus, ohne zu weinen."

Die Behandlung oberflächlicher Wunden ist nach dem Gesagten für den Neger keine terra incognita. Sitzt die Wunde aber tiefer, so weiß er sich nicht mehr zu helfen. Er läßt seine Finger wohlweislich davon und spricht in gelassener Ruhe: „Wenn die Wunde den Knochen trifft, dann wird sie nicht mehr behandelt." Eine Heilung ist ja doch ausgeschlossen. Ebenso: „Eine Verwundung, welche die Blutgefäße verletzt hat, kann nicht mehr geheilt werden."

Gewisse Pflanzen und Kräuter kommen bei der Wundbehandlung erfolgreich zur Anwendung. Daher sagt man: „Die Amere-Pflanze vermag eine Wunde zu heilen; aber die Wunde verderbt auch die Pflanze."

Wie glücklich ist jeder, der seiner Wunden los ist und nach langem Siechtum endlich wieder mit heiler, normaler Haut sich sehen lassen kann: „Wenn die Wunde heilt, dann verliert sich auch die Schwellung."

4. Tod.

Goethe sagt einmal: „Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag."

Das ist die demütigende Erkenntnis, welche der Volksmund also ausdrückt: „Wider den Tod wächst kein Kraut im Garten." Resigniert beugt sich auch der Schwarze unter die knöcherne Hand des gewaltigen Schnitters und sagt: „Alle Menschen müssen sterben. Doch ein angenehmer Tod ist das, was sie sich wünschen." Diesem Schicksal kann niemand entrinnen, weder der Reiche noch der Arme, weder der Weiße noch der Schwarze, denn: „Des Todes Sichel mäht nicht bloß an einem Ort!" Keiner hat im Tode vor dem andern etwas voraus, nicht

einmal der Europäer: „Wenn der Europäer, der in einem Palast wohnt, stirbt, dann legt man ihn eben auch in die Erde." Darum soll keiner denken, er könne diesem Lose entgehen. Der Tod jedes Angehörigen ist vielmehr eine Mahnung an den eigenen Tod: „Wenn der Tod deinen Vater oder deine Mutter ereilt, dann jammere ja nicht: mein Vater und meine Mutter sind gestorben, sondern jammere: wie mein Vater und meine Mutter, so werde ich auch davon müssen."

Das Sterben ist keine Spielerei. Das fühlt auch der Neger, und oft klagt er über die Bitterkeit des Todes. Sehr schön kommt dieser Gedanke in folgendem Sprichwort zum Ausdruck: „Der Tod ist kein Schlafzimmer, in dem man aus- und eingeht." Der Neger ist durch Furcht des Todes geknechtet. Diese Knechtschaft lastet auf ihm wie ein unerträgliches Joch, das er gerne abschütteln möchte: „Wenn der Tod eine Kleinigkeit wäre, dann hätten sich die Leute von Tafo vorne hingestellt in der Schlacht." (Offenbar ist hier an eine historische Begebenheit gedacht). Ebenso: „Wenn der Tod nicht schmerzhaft wäre, dann würde eine alte Haut, die man ins Feuer wirft, sich nicht krümmen."

Eine nicht uninteressante Sitte ist auch die, daß der Neger während seines ganzen Lebens niemand etwas über seine Vermögensverhältnisse wissen lassen will. Von Kapital- und Einkommenssteuer weiß man ja zum Glück auf der Goldküste noch nichts. Hat einer aber die Augen zugetan, so ist das erste Geschäft der maßgebenden Verwandten, seine Geldkiste zu öffnen und nach seinem Nachlaß zu sehen. Das erzählt uns dieses Sprichwort: „Du stirbst, ehe deine Armut oder dein Reichtum offenbar wird." Wiederum: „Der Tod hat den Schlüssel zur Geldkiste des Geizhalses."

In früherer Zeit war das sogenannte Leichentragen bräuchlich. Wenn man irgend jemand aus dem Weg schaffen wollte, wurde der Leichnam des Verstorbenen durch die Straßen getragen. Man behauptete, der Leichnam zwinge die Träger mit magischer Gewalt, an das Haus seines Mörders zu stoßen. Wenn tunlich, wurde auch irgend jemand auf der Straße angestoßen und damit als Mörder des Verstorbenen bezeichnet: „Die Leiche, welche

anstößt, weiß nichts von teilnehmendem Weinen." Tote, welche getragen wurden, wurden nicht feierlich beklagt und beweint.

Bekanntlich sind ja, wie bei den Israeliten, besondere Klageweiber aufgestellt, die den Toten zu beweinen haben. Dabei rufen sie seinen Namen unzählige Male aus und erwähnen seine Tugenden und Taten, durch welche er sich während seines Lebens ausgezeichnet hat: „Klageweiber gibt's genug."

Als Todesursachen kennt das Sprichwort einmal die Unmäßigkeit im Essen: „Wer zuviel ißt, stirbt eines plötzlichen Todes." Die Lungenschwindsucht kommt auch im tropischen Afrika sehr häufig vor und scheint in dem folgenden Sprichwort gemeint zu sein: „Wenn du jemand siehst, der sich zu Tode gehustet hat und du sein Angesicht betrachtest, drücke ihm deine Teilnahme aus, denn er hat sehr gelitten."

Der Tod hat etwas Ehrfurchtgebietendes; das fühlt jedes Menschenherz: „Niemand geht vom Sterbebett eines Kindes weg, um einen Streit unter seinen Mitweibern zu schlichten."

Kommt in einem Haus ein Todesfall vor, so begeben sich die Leidtragenden ins Trauerhaus und sprechen ihre Teilnahme auf verschiedene Weise aus. Meistens wird das Wort „due" dabei gebraucht. Davon zeugt das Sprichwort: „In dem Wort „due! due!" liegt viel Teilnahme."

5. Begräbnis.

Es ist Sache der Angehörigen, den Leichnam zum Begräbnisplatz zu tragen und in die Erde zu senken: „Ein Fremder trägt nicht den Kopf einer Leiche." Das Grab wird außerhalb der Stadt gegraben, während die Toten früher in ihrer eigenen Hütte verscharrt wurden. Bei dem manchmal recht steinigen Boden ist diese Grabarbeit ein ziemlich anstrengendes Geschäft: „Wenn du zum Begräbnisplatz gehst und lange nicht wiederkommst, so weiß man, daß der Boden steinig ist."

Ist der Tote begraben, so werden etwa acht Tage später die Leichenfeierlichkeiten veranstaltet. Das ganze Dorf kommt in Aufregung, der Palmwein fließt in Strömen. Die Schnapsflasche wandert von Hand zu Hand. Unzählige Flintenschüsse werden zu

Ehren des Verstorbenen abgefeuert. Stundenlang hört man aus weiter Ferne das Getrommel. Begibt man sich an den Ort selbst, so begegnet man den Tanzenden, die sich in langer Prozession straßauf, straßab bewegen. Die Klageweiber wiegen sich unter graziösen Verkrümmungen des Körpers singend und heulend hin und her: „Bei einer Totenfeierlichkeit beweint man seinen Vater und seine Mutter." Von der Totenklage redet auch dieses Sprichwort: „Weil ich gerne weine, folge ich der Leiche."[1] An eben diese Zeremonien erinnert auch das Sprichwort: „Wenn man einen Buckligen begräbt, dann weinen die Buckligen." Für einen Uneingeweihten macht dies alles einen komischen, fast lächerlichen Eindruck. Das fühlt der Neger selbst und zensiert sein Gebaren mit den Worten: „Wer nicht versteht, wie es bei einer Leichenfeierlichkeit zugeht, wird lachen müssen, wenn er weggeht."

Bezeichnend ist es, daß bei derartigen Totenfeiern niemand Zeit hat, um Privatangelegenheiten zu erörtern. Man hat seine ganze Aufmerksamkeit auf die Festlichkeit konzentriert. Sucht daher irgend jemand die Feier in unwürdiger Weise zu stören, dann gibt's eine Schlägerei: „Wer mit vorgestrecktem Daumen zur Totenfeierlichkeit geht, dem wird man mit Backenstreichen antworten." (Den Daumen gegen einen andern vorstrecken ist ein großer Schimpf und etwa gleichbedeutend mit dem Herausstrecken der Zunge bei uns).

Ist eine Totenfeierlichkeit in Aussicht, so werden die Teilnehmer förmlich dazu eingeladen. Diesem Usus verdankt, wie es scheint, folgendes Sprichwort seine Entstehung: „Wenn ein Witzbold einen zu einer Totenfeierlichkeit einladet, weint man nicht." Bei Prinzen und vornehmen Leuten werden diese Festlichkeiten etliche Male wiederholt: „Eines Adligen Leichenfeierlichkeit verrichtet man unzählige Male."

---

[1]) Oft wird von diesen Feierlichkeiten als von „Totenkostümen" geredet. Von Kostümierung in irgend welcher Weise ist keine Rede. Ich vermute, dieses Wort sei aus dem englischen „custom" („Sitte") ins Deutsche übertragen worden.

C. Im sozialen Leben.

1. Freundschaft.

„Donec eris felix multos numerabis amicos
Tempora si fuerint nubila solus eris.“[1])

Diese Worte Ovids finden wohl unter den Lebensverhältnissen aller Völker ihre Bestätigung. Diese Erfahrung macht auch der gewöhnliche Tschi-Neger Westafrikas in seinem beschränkten Freundeskreis: „Im Unglück lernt man den kennen, der einen lieb hat.“ Jeder Mensch hat ein Bedürfnis zum Anschluß an andere. Das liegt in seiner Natur. Ich erinnere nur an den Ausspruch des Weltweisen Aristoteles: ἄνθρωπος ζῶον πολιτικόν[2]) Dasselbe Empfinden hat auch eine schwarze Negerseele, wenn sie gesteht: „Alleinsein ist ein Unglück.“ Sehr massiv wird dieser Gedanke in folgendem Sprichwort dargestellt: „Wenn der Waldteufel zu einer Leichenfeierlichkeit geht, kehrt er bei der Hexe ein.“ Der Waldteufel ist ein monströses Ungeheuer von immensem Umfang. Er lebt in dem tiefsten Dickicht des Urwalds in der Höhlung eines riesigen Baumwollbaums. Seine Gestalt ist die eines Menschen. Doch ist sein Anblick schreckenerregend; denn er hat lange zottige Haare und eine feuerrote Hautfarbe. Gegen Hexen und Zauberer ist er freundlich gesinnt. Die übrigen Menschen aber fürchten ihn über die Maßen. Similis simile gaudet.[3])

Derselbe Gedanke findet sich in den verschiedensten Variationen ausgesprochen: „Wer mit mir spielt, mit dem spiele ich wieder.“ Wenn der Grieche sagt: „χεὶρ χεῖρα νίπτει“,[4]) so drückt sich der Neger viel konkreter aus, aber er meint dasselbe mit der Redensart: „Das alte Weiblein sorgt für die Henne, die Henne sorgt für das alte Weiblein.“ Die Menschen sind aufeinander angewiesen. Auf diesem Boden entwickelt sich die Freundschaft.

Geht ein Mann auf seine Farm, um den Busch niederzulegen, und es passiert ihm dabei ein Unglück, so braucht er eben

---

[1]) „So lange du glücklich sein wirst, wirst du viele Freunde zählen, wenn die Zeiten bewölkt sein werden, wirst du allein sein.“

[2]) „Der Mensch bedarf wieder Menschen.“

[3]) „Gleich und gleich gesellt sich gern.“

[4]) „Eine Hand wäscht die andere.“

jemand, der ihm beispringen kann. Der Neger tut seinem Nachbarn gern einen Liebesdienst und zeigt sich in dieser Hinsicht keineswegs spröde: „Wenn dir etwas ins Auge fällt, entfernt es dir dein Nachbar; du tust es nicht selber." Dieser Zug wird auch in dem folgenden Sprichwort angedeutet: „Wegen des ‚Blase mir ins Auge' gehen die Antilopen zu zweien." Ähnlich sagt man: „Wenn die Palmnuß reif ist, trägst du die Hälfte, ich die Hälfte." Viel' Händ' machen bald Feierabend.

Es ist nicht unmöglich, daß bei dieser gegenseitigen Bereitwilligkeit und Dienstfertigkeit auch zuweilen selbstsüchtige Gedanken im Verborgenen schlummern. Deshalb sagt die Schildkröte: „Die Hand geht, die Hand kommt." Daher auch der andere Ausspruch: „Wenn ein Huhn deines Nachbars Korn frißt, treibe es weg; denn über kurz oder lang wird es auch das deine fressen." Der Hintergedanke ist dabei der: in diesem Fall wirst du froh sein, wenn dir dein Nachbar den gleichen Liebesdienst tut. Diese Anschauung spricht sich ganz klar darin aus, daß „der Schimpanse sagt: „Wenn du mir etwas in meine Backentaschen steckst, werde ich dir einen guten Rat geben."

Die Freundschaft ist demnach bei dem Neger selten ganz ehrlich. Man meint es ja schon aufrichtig mit seinem Freund, aber wenn man einen kleinen Profit mitnehmen kann, um so besser. So hört man oft sagen: „Wenn jemand dich lieb hat, bittet er dich um ein Geschenk." Do ut des! Der Deutsche versteckt denselben Gedanken hinter dem Bild: „Man heizt den Ofen, daß er einen wärmt."

Die Gutmütigkeit der Neger untereinander wird in diesem Wort hübsch illustriert: „Wenn du neben deinem Freund auf einem krummen Baumstamm sitzest, so warne ihn zuvor!" Dieser Zug der Freundschaft kommt gar manches Mal zur Sprache und zeigt sich häufig schon bei Kindern in nachahmenswerter Weise: „Wer (freundlich) gutherzig ist, verteilt auch das kleinste Stückchen."

Hat einer bei dem andern etwas entlehnt, so ist es selbstverständlich, daß er den entlehnten Gegenstand in sauberem Zustand auch wieder zurückgibt und das Eigentum seines Freundes

schont: „Wenn du eines andern Haue zum Arbeiten nimmst, reinige sie, ehe du sie wieder zurückgibst!“ Das erfordert der Anstand und die Dankbarkeit. Es wäre ihm ja im umgekehrten Fall gewiß auch nicht lieb, wenn ein anderer sein Eigentum nicht gehörig respektieren würde. Auf diesem Boden geht der Neger soweit, daß er vollkommen billigt, was das griechische Zitat ausspricht: ἃ μισεῖς μηδενὶ ποιήσῃς[1]: denn fast mit den gleichen Worten sagt er: „Was dir nicht gefällt, das tu auch niemand an.“

Ganz naiv ist der weitere Ausspruch: „Den gleichen Menschen liebt man nicht alle Tage.“

Die Freundschaft hat also keinen absolut unerschütterlichen Grund. Sie bewährt sich selten im Sturm. Ein ordentlicher Windstoß kann sie über den Haufen werfen. Und wenn es soweit gekommen ist, dann hat der Neger fast kein Gefühl mehr für seinen einstigen Freund: „Wenn einer in Not ist, laß sie ihn selber wegnehmen.“ Ebenso: „Wenn dein Freund Schmerzen fühlt, fühlt sie ein Stück Holz.“ Hier kommt die ganze Kälte und die grenzenlose Lieblosigkeit des Heidentums zum Ausdruck. Noch drastischer wird dieser echt heidnische Zug durch dieses Sprichwort beleuchtet: „Wenn dein Nachbar dich schmäht und du schmähst ihn nicht wieder, so zeigst du damit, daß du ihn fürchtest.“

Behagt einem der gegenwärtige Freund nicht, so hat man ja die Freiheit, sich nach einem andern umzusehen: „Wenn man keinen guten Freund hat, dann sucht man sich einen andern.“

2. Gastfreundschaft.

Diese wird unter den Negern in weitgehendster Weise geübt. Es gibt ja weder Gasthäuser noch Herbergen. Somit sind die Reisenden ganz und gar auf die Gastfreundschaft der Leute angewiesen. Der Neger macht alle seine Reisen zu Fuß: „Auch einen langen Weg kürzt man mit dem Fuß und nicht mit der Axt.“ Wie froh ist der müde Wanderer, wenn er endlich abends sein Ziel erreicht hat und in irgend einer Hütte

[1] „Was dir nicht lieb ist, das tue auch keinem andern.“

seine Glieder ausstrecken darf. Im Freien übernachtet der Neger nicht gern, denn er möchte ein Dach über seinem Kopfe haben. Daher die Redeweise: „Der Weg endet in der Hütte.“

Kommt er an und kehrt in einem Hause ein, so heißen ihn die Bewohner willkommen und erkundigen sich nach dem Woher? und Wohin? Hat er eine weite Reise hinter oder vor sich, so ist der Willkommgruß um so herzlicher: „Man gibt einem bei einer langen Reise Willkommen; bei einer kurzen Reise tut man das nicht.“

Der Neger macht im allgemeinen keinen Unterschied in der Beherbergung seiner Gäste. Jedermann wird freundlich aufgenommen, bekannt und unbekannt: „Wenn du freundlich bist, werden viele Gäste in deinem Hause einkehren.“ Es braucht also niemand sich um solche zu sorgen. In kleinen Dörfern kann man des Abends oft Dutzende von Fremden antreffen. Sie alle sind auf die Gastfreundschaft der betreffenden Dorfbewohner angewiesen. Daher: „Es kocht niemand Speise und stellt sie an den Scheideweg, einen Gast zu suchen.“ Dem Gast wird alles, was er braucht, zur Verfügung gestellt; ein Raum zum Schlafen wird ihm bereitwilligst gegönnt; die Kochgeschirre werden ihm überlassen; selbst Nahrungsmittel kann er käuflicherweise sich erwerben.

Ist der Gast ein Bekannter, so wird er vom Hausherrn zum Essen eingeladen und nimmt eine solche Einladung auch ohne Komplimente an. Natürlich wird ihm der beste Fufu vorgesetzt: „Niemand setzt einem Gast herumgestandene Speise vor und läßt sich loben: dein Essen hat mir gemundet.“ Der Gast läßt es sich auch gut schmecken: „Niemand bittet um Essen, ohne die Suppe zu versuchen.“

Verläßt der Gast am folgenden Morgen das Haus, so bedankt er sich höflich für die gewährte Gastfreundschaft und gibt dem Gastgeber auch gerne ein Geschenk: „Wenn jemand dir eine Wohltat erzeigt hat, fügst du ihm kein Leid zu.“ Die Höflichkeit erfordert es, daß man seinen Dank in vielen Worten ausspricht, denn: „Man nennt einen Wald, der einen aufgenommen hat, nicht ein Wäldchen.“ Und wiederum weiß ein jeder, daß: „Der Dank das Gegengeschenk ist.“ Manchmal gibt der Gast auch nichts zum Geschenk: „Wenn

ein Fremder bei dir logiert und dir nichts hinterläßt, eins hinterläßt er dir, nämlich Schulden."

Fröhlich zieht der Gast seine Straße weiter und wünscht den Hausbewohnern einen guten Tag: „Ein freundlicher Mund wünscht einen guten Morgen." Diese lassen es an dem Gegengruß aber auch nicht fehlen: „Ein freundliches Wort begleitet den Herrn auf seinem Wege."

3. Höflichkeit.

Man kann nicht erwarten, daß unter einem kulturarmen Volke viel Höflichkeit zu finden sei. Immerhin gibt es auch eine gewisse Neger-Etikette, die aber in den Sprichwörtern der Eingeborenen nur ganz spärlicherweise zum Ausdruck kommt.

Die Höflichkeit erfordert ein zurückhaltendes, bescheidenes Benehmen, welches sich Kinder im Verkehr mit Älteren zu merken haben. Hat eine ältere Person irgend etwas Auffallendes in ihrer äußeren Erscheinung, so sollen sie sich trotzdem wohlanständig und höflich benehmen: „Wenn du ein Kind bist, lache nicht über kleine Leute". Ein Kind darf natürlich einer älteren Person auch nicht ins Wort fallen. Redet der Vater, so hat der Sohn zu schweigen: „Vater höre auf und laß mich es sagen! das hat man nicht gern."

Dieselbe Höflichkeit muß auch ein Knecht seinem Herrn gegenüber beobachten. Das ist aber nicht nur ein Zeichen der guten Sitte, sondern die Klugheit erfordert eine gewisse Schmiegsamkeit seitens der Untergebenen. Das bringt der Neger sehr gut fertig. Auf eine Lüge mehr oder weniger kommt es ihm dabei nicht an. Man kommt nach seiner Ansicht am weitesten, wenn man den Mantel nach dem Winde hängt. Neulinge sollten sich diesen Charakterfehler des Negers ganz besonders merken: „Wenn deines Vaters Knecht Holz spaltet, sagt er: es ist weich."

Einem Fremden gegenüber darf man nicht zu kritisch sein, auch wenn er sich einmal gegen die herrschenden Dorfsitten vergehen würde. Man muß dem Rechnung tragen, daß er ein Fremder ist, und wird eine Übertretung der bestehenden Ordnungen seinerseits damit entschuldigen, daß man sich daran erinnert: „Ein Fremder läßt sich keine Gesetzesübertretung zuschulden kommen."

Sich mit irgend etwas groß zu machen, gilt für unhöflich. Eine gute Sache trägt ihren Wert in sich selbst. Das klingt dann und wann einmal in den Sprichwörtern der Neger durch. Sie sagen z. B.: „Das Salz sagt nicht von sich selbst: ich bin schmackhaft." Ebensowenig soll auch ein verdienter Mann seine Heldentaten überall ausposaunen, sondern sich in stiller Bescheidenheit in den Hintergrund stellen: „Niemand geht in eines andern Dorf und nennt sich dort ‚Städteerretter'."

Wie bei uns in Europa hält auch der Neger etwas auf den Anstand beim Essen. Er braucht ja weder Messer noch Gabel, und führt seine Suppe auch ohne Löffel zum Mund. Es wäre aber sehr unhöflich, beide Hände zum Essen zu benutzen. Man ißt mit der Rechten, die vor und nach dem Essen gewaschen wird. Aus diesem Grunde verrichtet der Neger auch alle irgendwie unreinlichen Geschäfte nie mit der rechten, sondern stets mit der linken Hand: „Auch wenn man Hunger hat, ißt man doch nicht mit beiden Händen."

Die Höflichkeit erfordert auch einen höflichen Gruß. Dieser nimmt ja bei den morgenländischen Völkern einen weit größeren Raum ein als hierzulande: „Ein guter Mund sagt: guten Morgen!"[1])

In der gegenseitigen Anrede sind die Eingeborenen ausgesucht höflich. Nicht bloß die Jugend muß die bestehende Etikette den Erwachsenen gegenüber beobachten, nein, selbst Kinder untereinander pflegen diese Sitte aufs peinlichste: „Wenn du ein Wort der Entschuldigung anbringst, ehe du etwas sagst, so sieht man das nicht ungern." Ganz dasselbe ist in dieser Wendung gemeint: „Man liebt es, wenn du bei einer Rede eine entschuldigende Bemerkung einflichst."

4. Reichtum.

Auch der Neger macht einen Unterschied zwischen reich und arm. Doch liegen diese beiden Extreme in einem kulturarmen Lande in einer viel engeren Peripherie als in einem Kulturstaat.

[1]) Bei den Gä-Negern pflegt der Ältere und Angesehenere zuerst zu grüßen und gibt damit dem Jüngeren und Geringeren erst das Recht, ihn zu grüßen.

Es ist zudem für den oberflächlichen Beobachter sehr schwer, zu erkennen, wie der eine und andere der Eingeborenen situiert ist, weil die Lebensverhältnisse kaum eine Variation aufweisen.

Der Reiche trägt seinen Reichtum gewöhnlich nicht zur Schau. Vielleicht hat er ein besseres Haus als der Durchschnittsneger. Das ist für den Nichtkenner aber so ziemlich alles, was ihm in die Augen fällt. Aber dennoch weiß das Sprichwort, daß sich der Reiche auch einen Luxus gestatten darf, denn „Der Reiche ißt, was ihm schmeckt.“ Er hat wenigstens die Mittel, sich zu kaufen, was ihm gefällt. Diese fast unumschränkte Macht, die der Reichtum ausübt, findet dann und wann Erwähnung. Der Reiche wird seines großen Geldsacks wegen geachtet; das weiß er ganz wohl und läßt es sich auch gerne gefallen: „Wer Geld hat, ist Meister.“ Der Reichtum ist wie ein goldener Schlüssel, der alle Türen öffnet.[1]) Niemand und nichts kann dem Schimmer des Goldes widerstehen: „Geld ist schärfer als ein Schwert.“

Im allgemeinen wird sich der Wohlstand eines begüterten Mannes auch darin zeigen, daß er viele Sklaven besitzt, die ihm sein Feld bestellen und ihn in seinem Handel unterstützen. Daher die Redensart: „Mit Geld kann man Sklaven kaufen und sich freie Männer zum Pfand geben lassen.“ Es kommt vor, daß ein Sklave seinem Herrn durchgeht; doch gelingt es diesem unter Umständen wieder, seiner habhaft zu werden: „Wer eine schwere Börse hat, wird einen flüchtigen Sklaven wieder gewinnen.“

Da es dem Neger an Bildung fehlt, so kommt es vor, daß reiche Leute gerade wie Kinder mit ihrem Mammon protzen und ihr buntes Gefieder selbstgefällig sehen lassen. Diese häßliche Untugend kritisiert das Sprichwort: „Ein freier Mann macht sich nicht groß, aber das Geld zeigt sich.“ Dieser Hochmut offenbart sich auch im Verhalten gegen andere. Besonders die armen Leute haben darunter zu leiden: „Der Reiche macht mit dem Armen kein Spiel.“

Banken gibt es im Innern der Goldküste nicht. Aber der begüterte Eingeborene versteht es dennoch vortrefflich, sein Geld

[1]) „Wem es im Kriege um sein Geld zu tun ist, besiegt den Feind nicht!“

anzulegen und zu verzinsen. Der jeweilige Zinsfuß hängt ganz von dem Belieben des Gläubigers ab und kann mehr als 100 % betragen. Der Borgende hat ja schließlich keine andere Wahl, als zu zahlen, was verlangt wird. Geld ausleihen macht keinerlei Mühe: „Das Geld wächst in der Börse seines Herrn." Ebenso: „Geld nimmt von selbst zu; es nimmt nicht ab."

Bei aller Sucht nach Geld und Gut weiß der Neger so gut wie jedermann, daß Reichtum nicht glücklich macht. Er hat keine Ruhe, bis er etwas zusammengescharrt hat. Hat er es aber zu etwas gebracht, dann fühlt er sich erst noch nicht glücklich: „Wenn du reich geworden bist, hast du erst keine Freude an deinem Geld." Das gleiche Unbefriedigtsein bei allem Reichtum beleuchtet dieser Ausspruch: „Das Gold ist schön, aber der Erbe selten." Wo es am Gelde nicht fehlt, fehlt oft ein Erbe.

Reichtum macht blind. Das ist eine Tatsache der Erfahrung. Auch der Neger macht diese Beobachtung und sagt daher: „Wenn dein Geld zu Ende ist, dann wird dein Auge wieder hell."

Ebenso wird allgemein anerkannt, daß der Reichtum viele Gefahren in sich birgt. Ein reicher Mann kann nicht ruhig schlafen, weil er immer fürchten muß, bestohlen zu werden. Daher der kluge Rat: „Wenn du etwas vor dich gebracht hast, dann schließe ja immer deine Türe."

Doch auch wenn andere dem Reichen nichts nehmen, so liegt für ihn selber in seinem Vermögen die Gefahr der Verschwendung — und ehe er es sich versieht, ist er am Bettelstab: „Das Geld ist wie ein Sklave; wenn man kein Auge auf ihn hat, entflieht er."

Viel Besitz macht manchen freien Mann zum Knecht und nimmt all sein Denken und Wollen gefangen: „Um des Geldes willen wird mancher freie Mann ein Sklave."

Auch die sittlichen Gefahren, die der Reichtum mit sich bringt, verkennt der Neger nicht. Die größte Gefahr ist die, ein Geizhals zu werden: „Wenn das Geldausgeben dir wehe tut, mußt du Hunger leiden." Der Geizige hat keine Energie. Er erschlafft in seinen Geistes- und Leibeskräften unter dem Glitzern seiner Goldstücke. Kein Wunder, daß er sich auch in seiner äußeren Haltung und in seiner Kleidung nach und nach vernachlässigt: „Der Reiche begnügt sich mit einem alten Fetzer."

Vor lauter Gier nach Geld und Besitz, liegt für den Reichen auch die Versuchung zum Diebstahl nahe: „Wenn Gold dir nahe kommt, dann glänzt es.“ (Das will heißen: du möchtest es gerne haben.) Aber was bleibt schließlich übrig? Wer aus lauter Geiz und Habgier seinen Besitz an Kleidungsstücken usw. nicht für sich und andere benützt, dem wird er von den Motten und vom Rost gefressen werden. So sagt das Wort Gottes, und der Neger sagt: „Des Geizigen Schätze fressen die Mäuse.“

5. Armut.

Solche absolute, bittere Armut wie hierzulande findet man in Afrika nicht. Man kann deshalb kaum von einem Proletariat reden. Auch ein blutarmer Mann wird in Westafrika nie am Hungertuch nagen. Aber trotz dieser für einen Eingeborenen verhältnismäßig viel günstigeren Lebensverhältnisse (die Kleidung ist ja kaum in Betracht zu ziehen), weiß der Neger dennoch ein Liedlein von der Armut zu singen: „Armut tut unter allen Umständen weh.“ Die Armut wird ganz allgemein auch mit diesem Sprichwort beschrieben: „Der Arme hat weder etwas zu kaufen noch zu verkaufen.“ Noch unter einem anderen ganz bezeichnenden, in den lokalen Verhältnissen bedingten Bilde wird die Armut dargestellt: „Des Armen Elfenbein besteht in Eberzähnen.“

Im Äußeren kann man nach dem Obengesagten dem Armen seine Not nicht ansehen. Er trägt dasselbe Umschlagtuch wie alle anderen Leute auch. Will man sich also von seiner Bedürftigkeit überzeugen, so muß man ihn schon in seinem Gehöfte aufsuchen: „Im Hause zeigt sich die Armut, nicht auf dem Markt.“ Dort hat man Gelegenheit zu allerlei Studien. Wer sich auch nur eine Stunde aufhält, wird sich schon ein Bild von den Verhältnissen des Betreffenden machen können: „Wer arm ist, schält seinen Pisang mit den Fingernägeln.“ (In Ermangelung eines Messers.)

Auch die Wohnung des Armen läßt auf seine drückenden Verhältnisse schließen. Er begnügt sich mit kleinen Räumlichkeiten: „Der Arme sucht sich seine Schlafstätte nicht aus.“ Er kann ja bei seiner Armut nicht wählerisch sein.

Diese unfreiwillige Genügsamkeit tritt auch in seinem ärmlichen Essen zutage. Zwar läßt auch er sich jeden Tag seinen „Fufu" schmecken, aber seine Suppe ist gar dünn und mager. „Der Arme ißt sehr kümmerlich." Selbst Fleischarten, die man sonst für ungenießbar hält, sind ihm ein willkommener Leckerbissen: „In Zeiten der Not ißt man auch das Fleisch des Aasgeiers." (Dieses gilt als gänzlich ungenießbar.) Selten wird er die Mittel haben, sich geräucherte Fische oder Schnecken zu erstehen, so begnügt er sich eben mit allem anderen, was nach Fleisch schmeckt: „In der Not kaut man auch ‚Ziegenhaut'."

So ist denn der allgemeine Eindruck der, daß die Armut einem das Leben verbittert und die frohen Stunden raubt: „Dem Armen wird selbst gerösteter Mais zu Kraut." Damit scheint angedeutet zu sein, daß ihm auch das beste Gericht nicht schmeckt. Dieses besteht aus gemahlenem Mais, der geröstet und dann in Wasser gesotten wird. Den gleichen Sinn hat folgendes Sprichwort: „Wenn der Arme ins kalte Wasser fällt, dann brennt es ihn."

Es liegt auf der Hand, daß der Vermögenslose die Mittel nicht aufbringen kann, um das Kopfgeld oder auch allerlei Kostbarkeiten für eine Frau herbeizuschaffen. So muß er bei seiner Verheiratung sehr bescheiden sein und fühlt auch hier den Stachel der Armut. „Der Arme heiratet selbst ein verkrüppeltes Mädchen."

Seine gesellschaftliche Stellung, wenn man von einer solchen überhaupt reden kann, ist eine sehr niedrige. Jedermann behandelt ihn verächtlich. „Harte Worte passen für den Armen." Er genießt auch seitens seiner begüterten Mitbürger wenig Ansehen: „Macht ein Armer ein Sprichwort, dann verbreitet es sich nicht," wie der Lateiner sagt: pauper ubique jacet. [1]) Armer Leute Witz gilt nichts. Niemand kümmert sich um seine Existenz, und seine Freunde sind rar: „Der Arme hat keinen Freund." Das wird dann besonders schmerzlich fühlbar, wenn es eine Streitigkeit zu schlichten gibt. Während der Neger für gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten seiner Bered-

[1]) „Der Arme gilt überall nichts."

samkeit die Zügel schießen läßt, macht man bei einem Armen kurzen Prozeß und nimmt sich wenig Mühe zu einer gründlichen Erörterung des vorliegenden Falles: „Die Sache eines Armen vertritt man mit wenig Worten."

Schließlich muß der Arme noch froh sein, wenn er von irgend jemand zur Arbeit gedungen wird, um wenigstens seine Versorgung zu finden: „Um der Armut willen wird der Freigeborene leibeigen." Eine trostlose Gleichgültigkeit mit seinem Schicksal liegt auch in der Äußerung: „Ich bin in Not und sorge für mich; das macht einen zum Sklaven."

Bei all der Bitterkeit seiner Armut soll der Arme aber dennoch stille und zufrieden sein und sich in stummer Resignation in sein Schicksal ergeben, denn: „Der Arme wird nicht zornig."

6. Schulden.

Ohne Schulden ist es dem Neger nicht wohl. Das bestehende Neffenerbrecht hat auch ein Schuldenerbrecht im Gefolge. Man meint, er habe eine besondere Freude am Schuldenmachen, und doch lastet es wie ein geheimer Bann auf seinem Leben und Arbeiten. Das Ungeheuer scheint ihn Tag und Nacht mit grimmiger Gebärde zu verfolgen und ihm alle seine guten Stunden zu rauben: „Der Schuldenmacher hat keine Ruhe."

Die Eingeborenen sind übrigens diese annormalen Zustände so gewohnt, daß sie oft die drückende Last gar nicht mehr empfinden. Dennoch braucht der Neger die treffende, witzige Redensart: „Ein Mensch wird nicht ohne Grund mager; muß er nicht Hunger leiden, dann hat er doch gewiß Schulden." Nicht nur sein abgemagertes Gesicht und seine eingefallenen Wangen geben davon Zeugnis, wo ihn der Schuh drückt, nein, auch seine Kleidung ist in jämmerlicher Verfassung: „Der Verschuldete sitzt mit zerrissenen Kleidern herum und hat niemand, der ihm neue kaufen würde."

Bei aller Naivität und Harmlosigkeit, die man also auch bei tief in Schulden steckenden Schwarzen finden kann, drückt sich doch das Gefühl der Unbehaglichkeit und des Unbefriedigtseins

in ihren Sprichwörtern aus. Diese sind ein ziemlich genauer Maßstab seiner innersten und wahrsten Empfindungen und Leiden. So sagt der Neger auch mit bewundernswerter Resignation: „Schulden sind keine Spielerei." Und er kennzeichnet seine Qualen, die ja andern meist verborgen sind, noch treffender unter dem Bild des heißen Wassers, das einmal erhitzt, nicht so rasch abkühlt, wenn er sagt: „Schulden sind wie heißes Wasser; es dauert lange, bis dieses sich verkühlt."

Am besten fährt er noch, wenn er gute Miene zum bösen Spiel macht und die Sache auf die leichte Achsel nimmt. Er kann ja an der Tatsache doch nichts ändern. Unter den Eingeborenen gibt es viele solche glückliche Menschen, die in ihrem Optimismus allem noch eine gute Seite abzugewinnen vermögen. Ihre Denkweise charakterisiert das joviale Sprichwort: „Schulden sind keine Salbe, mit der man sich einsalbt."

Wir pflegen zu sagen: „Besser ohne Abendbrot zu Bett gehen, als mit Schulden aufstehen" — so gewissenhaft ist der Neger nicht. Doch konstatiert er mit Bedauern, daß Schulden leider nicht verschwinden oder in sich selber aufgehen, auch wenn sie alt und älter werden. Daher die Redensart: „Eine alte Schuld verfault nicht." Im Gegenteil — denkt der Schuldner nicht an baldige Regulierung seiner Verbindlichkeiten, so wachsen diese mit ungeheuerer Kraft ins Riesenhafte: „Eine alte Schuld vergrößert sich schließlich um mehr als das Doppelte." Der Gläubiger kennt kein Erbarmen. Darum dringt er auch nicht auf rasche Tilgung. Sein Interesse erfordert ja vielmehr das Gegenteil. Je länger er warten muß, um so vorteilhafter für ihn. Er weiß nur zu gut: „Eine alte Schuld bringt dem Gläubiger am meisten Nutzen."

In jedem Dorfe leben einige derartige Geldprotzen, die in ihrem Auftreten gar nichts von ihrem Mammon merken lassen, aber eine ganze Anzahl von Schuldnern an der Angel haben. Wer in Schulden gerät, macht diese Börsenmänner bald ausfindig. Daher sagt man: „Wenn es in einer Stadt keine Schuldenmacher gäbe, würde man den Geldmann nicht kennen lernen." Als Sicherheit verlangen diese irgend ein Pfand, z. B. Kinder, die ihnen dienen müssen, oder

Schmucksachen und Kleidungsstücke, und sind in diesem Stück unerbittlich: „Was einer mit seiner Zunge zum Pfand verspricht, kann er nicht mehr rückgängig machen." Wenn ein Gläubiger sich vergeblich bemüht hat, zu seinem Geld zu kommen und trotz aller angewandten Mittel nicht zum Ziele gelangt, darf er nach eingeholter Erlaubnis seitens seines Häuptlings oder der Dorfältesten irgend eine Person aus dem Dorf seines Schuldners als Pfand festnehmen. Wer auf diese Weise angefallen wird, darf aber auch, ohne eine Bestrafung gewärtigen zu müssen, bei seiner Selbstverteidigung seinen Angreifer verwunden, ja sogar töten.

Also ist es das Geratenste, beizeiten an die Abzahlung seiner Schulden zu denken. Der Neger sagt aber merkwürdigerweise nicht wie wir: „Wer seine Schulden zahlt, verbessert seine Umstände." Er sieht nur auf das Nächstliegende als ausgesprochener Realist, und bemerkt in erster Linie das Loch in seinem Geldbeutel: „Wenn du eine eingeforderte Schuld bezahlst, nimmt dein Geld nicht zu." Für ganz unklug hält er aber den, der einem Verschwender Geld leiht oder gar dessen Schulden übernimmt: „Wer eines törichten Menschen Schulden bezahlt, rupft sich selber."

D. Im wirtschaftlichen und gewerblichen Leben.

1. Arbeitsamkeit.

Es ist eine alte Klage, daß der Neger faul und zu keiner Arbeit recht zu gebrauchen sei. Wer den Neger in seinem Leben und Tun kennt, kann ihm nicht ohne weiteres das Prädikat „faul" ausstellen. Er denkt allerdings auch wie mancher Kulturmensch der Neuzeit: „beatus ille qui procul negotiis."[1]) Es ist auch wahr, daß für ihn Zeit nicht Geld ist. Aber schon dieser Umstand läßt einen Vergleich mit europäischen Arbeitsverhältnissen nicht zu. Der Neger weiß ja so gut wie wir, daß er trotz der überaus großen Fruchtbarkeit des Landes dennoch nicht leben kann,

---

[1]) „Glücklich der, welcher fern von den Geschäften."

ohne etwas zu arbeiten. „Navigare necesse est, vivere non“,[1] so denkt auch er. Diese Lebensauffassung verrät uns das Sprichwort: „Mein Leben habe ich nicht nötig, aber das Arbeiten.“ Und zwar nicht bloß ausnahmsweise einmal, sondern die Arbeit muß die Regel bilden. Feierstunden sollen die Ausnahme sein: „Die Arbeit eines einzelnen Tages kann man nicht Arbeit heißen.“

Will man es zu etwas bringen, so muß man sich darum mühen in fortgesetzter, angestrengter Arbeit: „Wenn der Mond erscheint, geht er nicht an demselben Tag übers Dorf hin.“ Das will heißen: „Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.“ Dieselbe Erkenntnis bricht sich in dem gelungenen Bilde Bahn: „Ein Baum braucht keine dreißig Jahre, um krumm zu werden; man kann ihn aber auch nicht an einem Tage wieder gerade biegen.“

Aus diesem Grunde findet man es selbstverständlich, daß auch die Kinder, die ja viel Freiheit genießen, doch dann und wann zur Arbeit herangezogen werden. Sie müssen mit den Eltern auf den Acker gehen und mithelfen, denn „was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.“ Diesen Gedanken äußert das Sprichwort spottweise folgendermaßen: „Die Blindschleiche sagt, sie wolle wachsen, ehe sie Augen bekomme. Wenn sie aber erwachsen ist, stößt sie immer noch da und dort mit dem Kopfe an.“

Gar manchmal nimmt der Vater seinen Sohn auch mit auf die Reise. Er muß ihm dabei seine Siebensachen tragen, während der Vater würdevoll, mit dem Schirm unter dem Arm, hintendrein schreitet. Von groß und klein wird alles auf dem Kopf getragen, seien es Effekten unterwegs auf der Reise oder das Buschmesser auf dem Weg zur Plantage. An das Tragen auf dem Kopf werden daher die Kinder von frühester Jugend an gewöhnt, denn: „Was einer nicht auf schwarzen Haaren getragen hat, muß er auf weißen tragen.“ Leider werden den Kindern oft viel zu schwere Lasten aufgeladen, so daß sie fast zusammenbrechen. Als Bausch wird von jedermann für gewöhnlich ein zusammengerolltes Tuch oder Kleidungsstück benützt. Doch

[1] „Die Schiffahrt ist nötig; zu leben ist unnötig.“

dienen auch getrocknete Bananenblätter häufig dem gleichen Zweck. Ist die Last dem Träger zu schwer, so hat er natürlich ununterbrochen zu seufzen und beklagt sich dabei gerne über die Unzweckmäßigkeit des Bausches: „Wenn einer wenig Kraft hat, sagt er: der Bausch ist schlecht."

Hier mag auch erwähnt werden, daß der Durchschnittsneger 50—60 Pfund auf dem Kopfe viele Tage lang zu tragen imstande ist. Doch gibt es auch „baumstarke" Neger, welche die doppelte Last bewältigen. Diese sind Ausnahmen. Für gewöhnlich bleibt es bei der Redensart: „Auch wenn einer stark ist, **arbeitet er doch nicht für zwei.**"

Der Engländer belehrt uns: „There are no gains without pains."[1] Das gilt für männiglich. So muß also auch der Neger im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen. Die gebratenen Tauben fliegen auch ihm nicht ins Maul. Sehr nett gibt dieses Sprichwort davon Zeugnis: „Die Buschkatze sagt: man wird müde, ehe man etwas zu essen bekommt." Ebenso wird der Antilope folgender Spruch in den Mund gelegt: „Wer ißt, ohne müde zu sein, dem schmeckt es nicht." Von beiden wird also angestrengte Arbeit vorausgesetzt, wie der Grieche sagt: τῆς δ' ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν.[2] Diese Erfahrung macht auch der Neger. Darum braucht es einen nicht wunder zu nehmen, daß Reisende, die natürlich immer zu Fuß gehen, oft einen fabelhaften Appetit entwickeln. Die Anstrengung, wie auch die Luft, machen hungrig: „Dem Fußgänger schmeckt sein Essen."

2. Trägheit.

Der Neger kennt das lateinische Rezept: carpe diem[3] nicht. Was heute nicht geschieht, mag ein anderes Mal geschehen. Die Zeit hat für ihn keinen Wert. In dieser Hinsicht scheint er unverbesserlich. Er kann den Engländer nicht begreifen, der es sich zum Wahlspruch gemacht hat: If you will have a thing done, do it at once.[4] Es ist doch viel bequemer, wenn man mit nichts

[1] „Ohne Mühe gibt es keinen Gewinn."

[2] „Den Schweiß stellten die Götter vor die Tugend."

[3] „Nütze den Tag aus."

[4] „Was geschehen soll, das tue sofort."

zu eilen hat und zu allem sich Zeit lassen kann. Der Neger hält es da am liebsten mit dem Chamäleon, das zu sagen pflegt: „Eile ist gut; Weile ist auch gut. Wenn du eilst, wirst du es bekommen; wenn du langsam tust, wird es dir auch nicht entgehen." Es hat ja für den Neger schließlich nicht viel zu bedeuten, wenn er sich Zeit zu seinen Arbeiten läßt, weil auch durch seine Langsamkeit weder er selber noch andere in Verlegenheit kommen.

Diese Bequemlichkeit grenzt hart an Faulheit und erinnert lebhaft an das deutsche Sprichwort: „Morgen, morgen, nur nicht heute, sprechen alle faulen Leute." Es kann nicht überraschen, daß der Neger sich ganz ähnlich äußert und in unerschütterlicher Gemütsruhe sagt: „Heute ist's nichts; morgen wird es wieder Tag werden."

Es mag hier bemerkt werden, daß der Neger auch in religiöser Hinsicht nur schwer aus seiner ihm angeborenen starren Letargie aufzurütteln ist und es nicht begreifen will, daß das „Heute" so überaus wichtig ist.

„One to-day is worth two to-morrows." [1] Das kann ja nicht sein und entspricht keineswegs den Anschauungen des Trägen. Darum vertröstet er sich immer auf den nächsten Tag: „Der Faule sagt: Morgen, morgen werde ich's tun."

Wenn die Schrift den Grundsatz aufstellt: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen," so findet dieses Gesetz unter den Eingeborenen zwar nicht seine wörtliche Erfüllung; aber das ist doch allgemeine Erfahrung, daß ein träger Mensch es zu nichts bringt und schließlich verarmt: „Die Trägheit hat nichts anderes aufzuweisen als Armut."

Bei aller Dürftigkeit der Negerkleidung kann man doch schon an dieser erkennen, ob einer den ganzen Tag auf der faulen Haut liegt oder ob er einer geregelten Arbeit nachgeht. Bezeichnend spricht sich das Sprichwort dahin aus: „Die Trägheit besitzt nichts als einen alten Kleiderfetzen."

Aber selbst dieser Notstand macht auf den Gewohnheitsfaullenzer keinen Eindruck. Er kann ja sein Leben ohne Mühe fristen, auch wenn er kein schönes Umschlagtuch aufzuweisen hat.

---

[1] Ein Heute ist mehr wert als zwei „Morgen".

Und sollte es ihm je einmal an der Nahrung fehlen, so beklagt er zwar dieses Mißgeschick, aber er ergibt sich auch mit gelassener Ruhe in dasselbe und tröstet sich mit dem Gedanken an seine Zeitlichkeit: „Wenn der Faule in Not kommt, tröstet er sich mit dem Gedanken an seinen endlichen Tod."

3. Ackerbau.

Männer und Frauen lassen sich die Bestellung ihrer Felder angelegen sein. Die schwereren Feldarbeiten verrichtet naturgemäß der Mann. Den Frauen fallen die leichteren Arbeiten zu. Man steht aber, um seine Felder zu bestellen, in Afrika nicht so früh auf, weil es erst um sechs Uhr tagt. Trotzdem kann man die Neger nicht Langschläfer heißen. Sie zitieren: „Morgens stinkt der Mund, aber er enthält ein besonnenes Wort." Das heißt zu deutsch: „Morgenstund hat Gold im Mund."

Zu Beginn der trockenen Jahreszeit, also im Dezember, wenn der Harmattanwind anfängt zu wehen, geht der Neger hinaus in den Wald und beginnt die Feldarbeit. Um diese Zeit werden einzelne Nahrungsmittel rar. Darauf nimmt dieses Sprichwort Bezug: „Im Harmattan sieht die Stadt sauber aus, aber der Hunger lauert auf den Straßen." Das ist also die Zeit, in welcher alt und jung nach seinen Werkzeugen greift, um ein Stück des mächtigen Urwalds auszuroden, d. h. der niedere Busch wird umgehauen und die kleineren Bäume in der Höhe von etwa einundeinhalb Meter gefällt, während die großen Bäume natürlich stehen bleiben.

Das „Buschmesser" und die „Axt" sind dem fleißigen Landmann in dieser Zeit unentbehrlich, worauf uns dieses Sprichwort aufmerksam macht: „Wenn das Stecheisen nicht zerbricht und die Axt nicht zerspringt, dann bleibt der Wald stehen, wo er ist." Gleichzeitig läßt es uns merken, daß das „Buschhauen" eine anstrengende, mühevolle Arbeit ist. Das erwähnte Stecheisen hat einen langen Stil und dient hauptsächlich zum Fällen der auf dem Grundstück stehenden Palmen. Mit der Axt kann man da nicht viel ausrichten. Dieses schmale Eisen ermöglicht aber ein Abstoßen der Wurzeln des Palmbaumes. Daher

sagt man: „Die Axt hat nichts dagegen, daß das Stecheisen die Palme fällt."

Wochenlang sind die Leute mit dieser anstrengenden Arbeit des Niederlegens des afrikanischen Waldes beschäftigt. Je größer die Familie ist, um so größer muß auch das Areal sein, das niedergelegt wird. Man braucht daher unter Umständen drei bis vier verschiedene Felder. Das Buschhauen ist in diesem Fall eine harte Arbeit, die man nicht nur im Handumdrehen fertig machen kann: „Niemand, der sich eine Farm anlegt, legt den Busch in einem Tag nieder." Nicht selten kommen trotz aller Geschicklichkeit, welche die Eingeborenen in der Handhabung des Buschmessers an den Tag legen, doch allerlei Verletzungen mit demselben vor. Solche nimmt der Neger nicht zu tragisch, und frischen Mutes macht der Blessierte in seiner Arbeit weiter: „Wer sich mit seinem Buschmesser verletzt, wirft dieses doch nicht weg!"

Diese etwa 60 cm langen Buschmesser sind aus Eisen geschmiedet und mit einem einfachen Holzhandgriff versehen. Weil das Material nicht besonders gut ist, werden diese Messer leicht schartig oder sie brechen ganz ab. Das muß man mit in den Kauf nehmen: „Wenn ein Buschmesser gegen einen Stein schlägt, hat es selber den Schaden."

Die abgehauenen Zweige werden samt dem kleineren Gebüsch nach einigen Wochen, wenn alles ganz dürr geworden, angezündet. Die Asche gibt den nötigen Dünger. An größere Bäume, die sich als Feuerholz eignen, wird zugleich Feuer gelegt, um sie zum Absterben zu bringen. Auf diese Weise dürr gewordene Bäume dürfen nur vom Eigentümer gefällt und zu Brennholz benützt werden. Von dieser Art, Brennholz zu bekommen, erzählt uns das Sprichwort: „Wenn du einen Baum anbrennst und er nicht abstirbt, ist es dein Fehler."

Die Neger rühmen sich gerne ihrer schönen Plantagen, und manche setzen ihren Ehrgeiz darein, einen gut gepflegten Acker aufweisen zu können. Das ist offenbar gemeint, wenn man sagt: „Wer nie auf eines andern Feld gewesen ist, hält sich allein für einen Farmer."

4. Das Handwerk.

Außer im Ackerbau äußert sich das gewerbliche Leben der Tschi-Neger noch in einzelnen eigentlichen Handwerken. Doch werden diese in den Sprichwörtern nur ganz gelegentlich erwähnt.

a) Vor allem ist es die „Schmiedekunst", welche die Eingeborenen, wie es scheint, schon lange kennen. Es gibt Grobschmiede und Kunstschmiede. Die letzteren arbeiten hauptsächlich in Gold: „Der Opampambaum ist kein Brennholz; trotzdem braucht man ihn, um Gold flüssig zu machen." Es scheint, daß sich das Schmiedehandwerk immer vom Vater auf den Sohn vererbt. Sonst würde der Volksmund wohl nicht sagen: „Niemand lehrt eines Schmiedes Sohn die Schmiedekunst." Auch der afrikanische Grobschmied schwingt seinen Hammer in seiner Schmiede, die sich auf offener Straße unter einem Palmblätterdach befindet: „Wenn der Schmied schmiedet, schwingt er seinen Hammer nach Bedürfnis." Wir vernehmen auch, daß ein gewöhnlicher Schmied alle möglichen Dinge anzufertigen versteht: „Wenn der Schmied ein Türband macht, formt er ein Stecheisen dazu um."

b) Auch der „Weberberuf" scheint ein alt bekanntes Gewerbe zu sein. In schmalen langen Streifen wird das Garn gewoben und diese werden dann zusammengenäht.

c) Die „Mattenflechterei" mag auch als Handwerk angeführt werden. Das Vorhandensein dieser Kunst wird indirekterweise im folgenden Sprichwort erwähnt: „Wenn einer eine Matte auf der Straße ausbreitet, und ein anderer darauftritt, wer hat dann unrecht getan?" Die Matte dient dem Neger als Bett und wird am Abend aufgerollt und am Boden ausgebreitet. Geht der Neger auf die Reise, dann nimmt er, wenn irgend möglich, seine Matte mit, die in diesem Fall ganz klein zusammengerollt wird.

d) Auch die „Töpferei" wird von manchen Leuten betrieben. Die an den verschiedenen großen und kleinen Töpfen angebrachten Verzierungen sind nett und geschmackvoll, und finden sogar das Wohlgefallen der Ausländer. Am häufigsten wird der Wassertopf genannt. Er ist von runder Form mit ziemlich enger Öffnung. Gegen unten weitet er sich beträchtlich. Doch wird seine Weite

noch von seiner Tiefe übertroffen. Selbstverständlich sind diese Töpferwaren sehr zerbrechlich. Das Sprichwort erinnert in schelmischer Weise an diese Tatsache, wenn es neckt: „Wenn ein Kind Wasser holt, dann zerbricht es den Wassertopf."

Zu unterscheiden von dem Wassertopf ist der Kochtopf, welcher auch eine etwas andere Form aufweist. Der Hauptunterschied besteht in seiner großen weiten Öffnung und in einer mehr proportionierten Form: „Wenn das Maisbrot toll wird, tanzt es im Kochtopf." Den Kindern ist natürlich immer gar wichtig, ob auch etwas Fleisch im Kochtopf drin ist, und ob auch für sie etwas abfällt. Manchmal müssen die Kinder auch das Kochen beaufsichtigen, wobei sie Gelegenheit zu allerlei derartigen Studien haben. Darauf wird wohl in diesem Sprichwort angespielt: „Ein Kind schaut nicht vergeblich in die Suppenschüssel."

Eine dritte Art stellt die Eßschüsseln dar. Diese sind flach und haben eine sehr weite Öffnung. Alle diese Gefäße werden des öfteren mit einer bestimmten schwarzen Farbe frisch angestrichen, um ihnen ein sauberes Aussehen zu verleihen. Auf diese Sitte wird in dem folgenden Sprichwort hingewiesen: „Wenn nichts im Eßtopf drin ist, streicht man ihn selten an." Das gleiche Geschirr ist gemeint, wenn man zitiert: „Wenn die Fliegen sich an das Eßgeschirr setzen, schlecken sie daraus."

e) Die Kunst der „Holzschnitzerei" ist dem Neger nichts Neues. Schon in früherer Zeit wurden hauptsächlich aus dem weichen Holz des Seidenbaumwollbaumes größere und kleinere Wannen geschnitzt. Diese brauchen die Frauen zu Hause zum Baden ihrer Kinder oder benötigen sie beim Waschen. Häufig nimmt man die großen, ziemlich flachen Holzteller auch mit auf das Feld, um allerlei Früchte darauflegen zu können.

Auch niedrige kunstvoll gearbeitete Schemel werden aus diesem Holz hergestellt. Auf diese Kunst weist folgender Spruch hin: „Ein krummer Stock lehrt uns den Schnitzer kennen."

Das größte Schnitzkunstwerk dieser Art sind die Kanoes, wie sie in der Nähe eines Flusses aus einem Baumstamm ausgehöhlt und sodann mit unendlicher Mühe ins Wasser geschafft werden. Es trägt den gleichen Namen wie oben erwähnte Wannen oder Holzteller und wird in diesem Sprichwort genannt: „Ein Kanoe wird an beiden Seiten gerudert."

5. Handel.

In Ermanglung von Geld waren die Eingeborenen von jeher aufs Handeln, hauptsächlich auf den Tauschhandel angewiesen. Heutzutage, nach Einführung des englischen Geldes, ist natürlich der Handel ein bedeutender Zweig des gewerblichen Lebens geworden. Und nichts ist interessanter, als sich eine Zeitlang auf einem afrikanischen Markt umzusehen. Dieses Schelten, Schreien, Feilschen, Schwätzen, Lachen spottet jeder Beschreibung. Der Neger kann eine halbe Stunde lang an einem Stück herumhandeln, bis er es endlich zu einem ihm entsprechenden Preis ersteht. Darauf spielt wohl die oft gehörte Redensart an: „Ich werde kaufen; ich werde kaufen; das ist etwas anderes als kaufen." Die Frau, die ein Hühnlein auf den Markt bringt, weiß ganz gut, daß dieses nicht mehr legt, oder krank ist. Dennoch rühmt sie mit großer Beredsamkeit die Vorzüge des mageren Tierchens. Der Eingeborene läßt sich aber keinen Sand in die Augen streuen, denn er weiß ja aus eigenster Praxis: „Niemand verkauft seine Henne ohne Grund." Nur der Europäer geht auf den Leim.

Auf ihren Vorteil haben es beide, der Käufer und der Verkäufer, abgesehen. Sind die Gegner ebenbürtig, so hat diese Tatsache eine äußerst interessante Redeschlacht zur Folge. Jeder versucht an dem andern eine Blöße zu entdecken und diese blitzschnell mit seiner Waffe zu treffen. Oft verhält sich der Verkäufer ziemlich passiv, wenn er merkt, daß der Käufer in die Falle geht. Er bleibt zunächst auf dem erstgenannten Preis bestehen; schließlich geht er ein wenig herunter. Sobald er aber merkt, daß der andere anbeißen will, spielt er den Großartigen, dem es gar nicht um den Verkauf seiner Sachen zu tun ist. Ist der Käufer klug, so weiß aber auch er, daß „Nachtwildbret nicht fett ist", d. h. er läßt sich nicht über die Ohren hauen. Den gleichen Sinn verrät auch folgendes Sprichwort: „Niemand kauft einen Hahn, um ihn auf eines andern Farm krähen zu lassen."

Junge Leute treiben oft einen schwunghaften Handel mit allerlei Waren, die sie in den Faktoreien an der Küste aufkaufen und tief ins Land hineintragen. Hat einer etwas Geld beieinander, so mietet er sich einen oder mehrere Träger, welche die von ihm gekauften Waren vor ihm herzutragen haben. Der

Händler selbst schreitet dann in großem Selbstbewußtsein würdevoll hintendrein. Ein solcher Träger hat kein besonders angenehmes Los, denn er muß immer auf den Beinen sein und sich in allem nach seinem Herrn richten. So neckt das Sprichwort: „Iß und laß uns weitergehen! Das läßt eines Händlers Sklaven nicht kräftig werden."

Umgekehrt weiß auch der Händler, daß er auf seinen Träger angewiesen ist. Beide gehören zusammen. Leidet ein Teil, so leiden beide Teile. Daher das Sprichwort: „Wenn der Händler nichts zu essen hat, so hat sein Träger auch nichts zu essen." Darum ist es seine Pflicht, für ihn zu sorgen, um ihn leistungsfähig zu erhalten.

Europäische Stoffe, geblümte, gestreifte, gewürfelte und getüpfelte, bilden einen Haupthandelsartikel. Doch auch Salz ist sehr begehrt und wird als notwendiges Nahrungsmittel gerne gekauft: „Niemand sagt zu einem andern: kaufe Salz."

Trotz aller Schlauheit und Verschlagenheit der Neger kann es aber doch vorkommen, daß ein im Handeltreiben unerfahrener Neuling statt dem erhofften Gewinn einen Haufen Schulden nach Hause bringt. Er ist da und dort unvorsichtig gewesen und betrogen worden: „Ein kluger Kopf nimmt mit einem Pesewa (etwa 10 Pfennig in Goldstaub) einem Toren einen Pereguang (etwa 1.60) Mk. aus der Hand." Es kam vor einigen Jahren vor, daß einer unserer abgefallenen Christen sich auf den Handel verlegte. Unterwegs hat ihm ein Schwindler ein neues Farthingstück (2 Pfg.) aufgenötigt und sich dafür 20 Mk. in Silber auszahlen lassen. Der Betrogene wollte das blanke Kupferstück für Gold ausgeben, wurde deshalb von der Polizei festgenommen, in einen Prozeß verwickelt und kehrte mit 320 Mark Schulden in seine Heimat zurück. Jener Schwindler hatte nach dem Sprichwort gehandelt: „Mit neuem Geld betrügt man den Kleinhändler."

E. Im bürgerlichen und staatlichen Leben.

1. Die Obrigkeit.

Jede afrikanische Dorfschaft hat einen Bürgermeister. Dieser wird in Stadt und Dorf „Häuptling“ oder „König“ genannt. Doch sind die verschiedenen Dorfhäuptlinge eines Bezirks oder einer Stadt dem „Landeskönig“ unterstellt. Dieser hat seinen Sitz in der „Königsstadt.“

Der Neger fühlt so gut wie unsereins, das οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη, εἷς κοίρανος ἔστω.[1]) Seine Sprichwörter machen in allerlei Schattierungen darauf aufmerksam. Für unseren Geschmack etwas bitter ist diese Anspielung: „Zwei Böcke leben nicht in einer Höhle.“ Nicht besonders schmeichelhaft klingt auch dieser Vergleich: „Mit einem Auge betrachtet man nicht gleichzeitig einen Kra und einen Asibe“ (zwei Affenarten). Das ist ja ganz selbstverständlich. Auch im kleinsten Dörfchen muß einer da sein, der etwas zu sagen hat. Das drückt das Sprichwort in zarter Weise so aus: „Wenn zwei Männer in einem Dörfchen wohnen, ist einer von beiden der Ältere.“ Dieser muß unter allen Umständen respektiert werden.

Das Symbol der Herrschermacht ist der „Königsstuhl“. Derselbe wird durch besondere heidnische Zeremonien geweiht und mit allerlei Zaubereigegenständen behängt. Er kann natürlich nur einen Eigentümer haben. Wer daraufsitzt, ist damit als Herrscher anerkannt. Neben dem König oder Häuptling hat jede Stadtgemeinde noch eine Anzahl von Unterhäuptlingen, von denen jeder seinen „Amtsstuhl“ besitzt: „Ein Königsstuhl ist keine Bank, auf der zwei Leute sitzen könnten.“

In früheren Zeiten waren einzelne Könige blutige Tyrannen, was ja aus der Geschichte hinlänglich bekannt ist. Sie spielten mit Menschenleben in despotischer Willkür und waren von jedermann gefürchtet. Wer zu dem König in zu intimer Beziehung stand, war seines Lebens nicht sicher. Offenbar witterte der Fürst in solchen Elementen verkappte Kronprätendenten. Darüber klärt uns das Sprichwort auf: „Wer mit dem König auf zu gutem Fuße steht, wird umgebracht.“ Ebensosehr aber

[1]) „Nicht gut ist Vielherrschaft; einer nur soll Herrscher sein.“

muß man sich auch hüten, mit dem Häuptling einen Strauß zu bekommen oder auf irgend eine andere Weise dessen Haß auf sich zu ziehen, denn: „Wenn der König dich haßt, nimmt er deine Tochter zum Weibe."

Der Häuptling oder König genießt als solcher schon von Amts wegen großes Ansehen. Seine Hofleute sorgen dafür, daß dieses erhalten bleibt, und umschmeicheln ihn bei jeder Gelegenheit. Daher die Lobhudeleien: „Des Königs Ohr ist wie ein Elefantenohr", und wiederum: „Des Königs Ohr ist wie ein Seiher; es hat tausend Gänge." Darin liegt, wie es scheint, eine Appellation an seine Untertanen. Sie sollen ihn als Respektsperson achten. Jedermann nimmt sich daher mit seinen Reden vor der Majestät des Königs wie vor seiner Umgebung in acht und verschließt seinen Mund mit einem dreifachen Siegel: „Vor dem König sagt man nichts; aber hinter seinem Rücken." Sehr charakteristisch ist auch die Redensart: „Dem König sagt man ein Sprichwort, ehe man ihn beleidigt."

Eine persona grata bei dem Volk ist auch die Königin-Mutter. Sie führt den Ehrennamen „Königin" und trägt noch mehr als andere Frauen reichen Schmuck: „Wenn eine neue Perlenschnur nicht schön wäre, würde die Königin sie wohl als Schmuck tragen?"

Die Königswürde ist sehr begehrt, was nach dem Ableben eines Häuptlings bei der Neuwahl mit allen Intriguen, die sie im Gefolge hat, immer wieder beobachtet werden kann. Dennoch ringt sich auch die Auffassung durch, daß diese vielbegehrte Würde eben doch auch eine schwere Bürde bedeutet: „Jedermann möchte gerne König sein; ist er es geworden, dann sagt er: auch ein Königreich tut weh."

2. Der Hofstaat.

Ein König ohne Hofbeamte ist undenkbar. Ein besonderer Höfling hat bei feierlichen Gelegenheiten den „Staatsschirm" seinem königlichen Herrn voranzutragen und in der Luft zu wirbeln. Diese Schirme sind aus verschiedenfarbiger Seide oder auch aus plüschartigem Tuch gefertigt und tragen manchmal allerlei Embleme und Abzeichen. Setzt sich der König auf seinen Thron,

so stellt sich der Schirmträger hinter ihn. In folgendem Sprichwort wird auf diesen Staatsschirm hingewiesen: „Der Okorefa-Vogel hat zum Staatsschirm einen Termitenhaufen."

Die Hofbeamten haben den Dienst zu besorgen und spielen als solche eine wichtige Rolle. Daher die Redensart: „Die Hofbeamten machen des Königs Auftreten schreckenerregend." Oft mißbrauchen sie, scheinbar im Namen des Königs, ihre Gewalt in unverantwortlicher Weise, wenn sie etwa als Häscher ausgesandt werden. Sie sind es, die manchmal ihrem königlichen Herrn einen guten Rat ins Ohr flüstern. Bei der Gesetzgebung haben sie ein gewichtiges Wort mitzureden. Sie sind die Gesandten, die an andere Höfe geschickt werden und den König dort zu vertreten haben. Sehr humorvoll hebt das Sprichwort ihren Wert hervor, wenn es sagt: „Der Königssklave ißt Flußfische und bekommt dadurch gute Gedanken." Das hübsche Wortspiel kann leider im Deutschen nicht wiedergegeben werden.

Die Vielgeschäftigkeit der Königssklaven, die ja halboffiziell des Verdienstes wegen darauf angewiesen sind, möglichst viele Palaver vor den König zu bringen, wird nett illustriert in dem Wort: „Der Königsklave träumt von seinen Plänen." Um möglichst viel zu verdienen, sehen sie ihre Aufgabe darin, aus nichts etwas zu machen, d. h., das kleinste Vorkommnis als große „Sache" zu behandeln und diese möglichst aufzubauschen. So legen sie den arglosen Leuten allerlei Fallen durch die harmlosesten Fragen und benützen dann deren Geschwätzigkeit zu ihrem unredlichen Spiel.

Der „Staatsrat" bildet die nächste Umgebung des Königs. Er besteht aus den sogenannten „Ältesten" der Stadt, von denen jeder seinen besonderen Rang einnimmt. Da ist der Schatzmeister, der die öffentlichen Gelder und die Finanzen des Königs zu verwalten hat. Da ist der Kriegsminister, der in Kriegszeiten die militärischen Anordnungen in den verschiedenen, seinem König unterstellten Städten treffen muß.

Ferner ist der Sprecher eine wichtige Persönlichkeit. Dieser stellt das Sprachrohr des Königs gegenüber der Versammlung und den Mund dieser seinem Herrn gegenüber dar: „Wenn es auf den Sprecher allein ankäme, würde man kein Palaver vor den König bringen, ehe man das Urteil spricht."

3. Die Untertanen.

Die Einwohner eines Dorfes oder einer Stadt bilden für sich eine geschlossene Gemeinschaft. Diese hat ihre Repräsentanten und kann auch in Abwesenheit des Häuptlings zu öffentlicher Versammlung sich vereinigen. Die eingesessenen Bürger halten im allgemeinen fest zusammen und betrachten die Angehörigen anderer Bezirke, die sich unter ihnen angesiedelt haben, immer mit Mißtrauen. Davon gibt folgendes Sprichwort Kunde: „Ein Ansiedler wird nicht zu einem Eingeborenen." Man sieht solche Leute nicht gern und fürchtet, sie möchten das Wohl der Stadt gefährden: „Der Ansiedler schädigt die Stadt." Sein unguter Einfluß wirkt unter Umständen ansteckend. Es gilt also, ihn mit kritischen Augen zu betrachten und zu kontrollieren, denn: „Eine Palme kann den ganzen Palmwein verderben." Aus dem allem klingt heraus, daß auch eine Negergemeine den Frieden als das höchste Gut achtet und ihr Wachstum und Gedeihen davon abhängig wähnt. Diese Anschauung findet ihre deutlichste Äußerung in dem Wort: „Friede bildet die Grundlage des Volkswohls."

Ohne Gesetze kann die bürgerliche Gemeinde nicht bestehen. Diese immer gründlicher kennen zu lernen, muß das Ziel des heranwachsenden Geschlechts sein. Das ist gar keine so einfache Sache, im Gegenteil: „Die bürgerliche Gemeinde ist wie ein Tragkorb (in dem sich viele Sachen befinden); an einem Tag kann man nicht dessen ganzen Inhalt übersehen."

Obwohl die Untertanen gewöhnlich gegenüber ihren Häuptlingen und Königen sehr loyal gesinnt sind, kommen doch allerlei Volkserhebungen und Revolten ab und zu vor. Die guten, ruhigeren Elemente beteiligen sich bei derartigen Empörungen nicht. Man weiß ja: „Ein ruhiger Bürger ist nicht unternehmend." Aber es gibt eben auch unruhige Köpfe, und zwar hauptsächlich unter der jüngeren Generation. Vielleicht ist diese mit ihrem alten Häuptling nicht mehr zufrieden und handelt deswegen nach dem Sprichwort: „Wem der Fürst nicht gefällt, der sehe, wie der Feldherr sich zeigt." Diese Jungmannschaft rottet sich zusammen in dem Bewußtsein, daß „viele Stricke einen Panter binden" und „ein Finger allein

nichts hochheben kann": nur „viele bringen etwas zustande." Ebenso lehrt die Erfahrung: „Ein einzeln stehender Baum wird vom Winde umgeweht." Und schließlich lodert sie empor, die rote Fackel der blutigen Revolution. Ohne blutige Köpfe geht es auch in Afrika nicht ab. Aber die Empörer halten es nicht lange aus, denn: „Revolution ist keine Nahrung, die sättigt." Tage-, vielleicht wochenlang ist die ganze Stadt in der größten Aufregung. Alles ist aus Rand und Band. Selbst die regelmäßigen Mahlzeiten werden nicht mehr eingenommen, denn: „Die Revolutionäre müssen bei Nacht essen." Immerhin setzen sie nicht selten ihren Willen durch und verjagen das gehetzte Stadtoberhaupt. Einer der Ihren wird dann auf den Thron gesetzt.

Die wehrfähige Mannschaft bildet ein Kontingent für sich. An ihrer Spitze steht der Kriegshauptmann. Auch diese Rotte ist fest untereinander verbunden, so fest, daß man sagt: „Wenn die Truppe gemeinsam den Himmel stützt, wird der einzelne nicht müde." In Friedenszeiten hat diese Vereinigung nicht sonderlich viel zu bedeuten. Betritt man aber den Kriegspfad, dann ist ihre Zeit gekommen. Jeder hat seinem Häuptling den Eid der Treue zu schwören. Das geschieht meistens mit folgenden Worten: „Ich schwöre; ich schwöre; wenn ich auf den Feind stoße und nicht kämpfe, dann!" — — Dem Neger sieht es aber ganz gleich, daß er trotz aller Schwüre das Hasenpanier ergreift, wenn es Ernst wird. Man denke an die Schlacht bei Boankra Ende August 1900! In Anbetracht dieser Tatsache sagt man spöttisch: „Den Treueid schwören ist etwas anderes als kämpfen."

Der Hauptmann ist an diesen Brauch nicht gebunden. Er nimmt eine dominierende Stellung ein. Da versteht es sich ja von selbst, daß er verwegen in den Kampf stürmt: „Der Kriegshauptmann kämpft, ohne den Treueid geschworen zu haben."

Auch über die Taktik, die bei der Kriegsführung angewandt wird, erfahren wir etwas aus den Sprichwörtern. Man kann die besten strategischen Erfolge erzielen, wenn man den Feind an seinem schwächsten Punkte angreift. Darum lautet die geheime Losung: „Ein Heer ersieht sich das Plantagendorf zum Angriff."

Ist der Feldzug glücklich beendet, dann geht es im Triumph nach Hause. Der siegreiche Hauptmann aber erhält eine Dekoration: „Wenn auch eine Schärpe nichts Besonderes ist, so ist sie doch eine angemessene Auszeichnung für einen Kriegshauptmann."

4. Die Gerichtsbarkeit.

Die oberste gerichtliche Instanz unter den Eingeborenen ist der Landeskönig. Vor ihn werden alle schweren Fälle gebracht. Die gewöhnlichen und einfacheren Palaver (um diesen Ausdruck zu gebrauchen) erledigt der Dorfkönig oder Häuptling mit Unterstützung der Dorfältesten. Das Palaverieren gehört zum täglichen Brot des Negers. Er kann ohne das nicht leben: „Die Palaver gehen nie aus." Ganz unbedeutende Sachen werden natürlich nicht weiter verfolgt, sondern auf privatem Wege abgemacht, denn ein Palaver kostet immer viel Geld. Daher das beherzigenswerte Wort: „Wenn eine ‚Rechtssache' einem Privathaus gleicht, bringt man sie nicht ins Königshaus."

Betritt einer den Weg der Klage, so hat er seine Sache durch eine Mittelsperson dem König vorzulegen. Wer mit dem König reden will, kann das nur durch den Mund des „Sprechers" tun. Das verlangt die Hofetikette: „Ohne Sprecher geht niemand in den Königspalast."

Am Tage der Verhandlung haben beide Parteien zu erscheinen — und nacheinander werden der Kläger und der Angeklagte immer durch Vermittlung des Sprechers vernommen. Der jeweils Redende muß dabei seine Brust entblößen. Mit großer Gewandtheit bringt er seine Sache vor. Er beginnt in breiter Ausführlichkeit mit den nebensächlichsten Umständen, um erst zuletzt den eigentlichen Schlag zu führen: „Das Reden ist (endlos) wie eine Perlenschnur." Oft verwickelt er sich in seiner Aufregung in Widersprüche: „Wer es mit einem Palaver zu tun hat, verliert den Kopf." Treffende Bilder, passende Gleichnisse, beweiskräftige Sprichwörter geben den Reden die nötige Färbung: „Wenn eine Sache der andern nicht gleicht, nimmt man sie nicht zum Vergleich." Alle Anwesenden bis herab zu der am Boden hockenden Jugend verfolgen den

Gang der Reden mit gespanntester Aufmerksamkeit. Eigens dazu berufene Leute sorgen durch ihre bekräftigenden Zwischenrufe für weitere Abwechslung.

Im Laufe des Palavers wird vielleicht irgend ein Zeuge genannt, dessen Aussage von Wichtigkeit sein könnte. Der König läßt diesen, wenn nötig, herbeiholen: „Der König macht den Zeugen ausfindig.“ Der König selber darf natürlich nicht als Zeuge fungieren: „Niemand nimmt einen König zum Zeugen.“

Sagt der Volksmund: „Ein ungerechter Streit ist bald gerichtet,“ so ist es wichtig, bei einem schwierigen Palaver auf die allerersten Anfänge des Streites genau zu achten. Man weiß ja: „Eine große Sache wird durch eine kleine verursacht.“ Allen unwichtigen Nebenumständen kann dabei keine Bedeutung zugemessen werden: „Eine schwierige Sache kann man nicht in ihre unbedeutenden Einzelheiten verfolgen.“ Werden die Gemüter warm, dann wird das Geschrei immer wilder, die Reder immer hitziger, das Gebärdenspiel immer interessanter, die Beredsamkeit immer lebhafter. Da bittet einer um den „Eid“. Sofort erhebt sich der Sprecher und ruft ihm etwa zu: „Schwöre beim Mittwoch!“ Auch andere Wochentage werden in den verschiedenen Teilen des Landes beim Schwur genannt.

Wer den „Königseid“ schwört, erwähnt in seinem Schwur irgend einen Unglückstag, der in der Familie des Königs oder seiner Vorfahren zu verzeichnen ist. Damit sieht sich der König genötigt, sich ernstlich des betreffenden gerichtlichen Falles anzunehmen und den schuldigen Teil nach dem Gesetz zu bestrafen, um dadurch ähnliches Unheil von seinem Haupt und Haus abzuwenden. Dieser Eid ist deshalb gefürchtet, weil er als solcher schon viel Geld kostet. Daher wohl die Redensart: „Der Königseid ist wie eine Grube; niemand, der in eine solche hineinfällt, kommt glatt wieder heraus.“

Es mag hier nebenbei erwähnt werden, daß auch der König selber einen Eid zu schwören vermag zum Schutz eines von ihm erlassenen Gesetzes. Wer das Gesetz übertritt, wird in öffentlicher Gerichtssitzung schuldig gesprochen und muß die vom König beim Erlaß des Gesetzes genannte Geldsumme bezahlen. Auf beide Eidesarten spielt das Sprichwort an: „Der Königssklave hat teil an den eidlichen Gebühren; (damit sind die

Gebühren gemeint, die beim Schwören des Königseides erhoben werden); er bekommt aber nichts von dem Schaf, das bei Übertretung des Königseids (Subjekt: König) verlangt wird." Der Neger drückt das alles in einem prägnanten Wortspiel mit nur sieben Worten aus. Auf die Übertretung eines Gesetzes, das durch den Eid des Königs geschützt ist, bezieht sich auch das Sprichwort: „Wer den Königseid dreißigmal mißachtet, muß nur einmal dafür büßen."

Zuweilen findet beim Fällen des Urteils auch unser deutsches Sprichwort: „Kleine Diebe henkt man, die großen läßt man laufen", seine Bestätigung. Nur sagt der Neger: „Einen bösen Fürsten findet man nirgends, aber einen bösen Hauptmann gibt es doch da und dort." Absichtliche Beugung des Rechts ist eben auch in Afrika dann und wann Mode; von dieser ungerechten Praxis hören wir unverblümt in diesem Sprichwort reden: „Wer ein Palaver schlichtet und durch Verdrehung des Urteils einen Geldanteil abbekommt, bereut es hintennach."

Dieses Wort läßt uns auch sehen, daß die bei einem Palaver beteiligten Persönlichkeiten einen Teil der Gerichtskosten erhalten. Das ist jedoch ein zweifelhafter Gewinn, denn: „Wer Freude an den Gerichtskosten hat, dessen Feld bleibt klein." Alle Zeit wird ja im Gerichtshaus verbummelt. Die Leute selber halten natürlich ihr Beisitzen nicht für Zeitverschwendung und können sich mit der Redensart entschuldigen: „Niemand, der beim Palaverieren etwas verdient, hält das für ein Geschäftshindernis."

Wer eine offenbar gerechte Sache verficht, braucht nicht zu fürchten, daß er schuldig gesprochen wird. Seine Unschuld liegt dann für jedermann klar am Tage: „Wer einer gerechten Sache wegen zu einem Palaver in die Stadt geht, bekommt Recht." Im übrigen wird es nicht gerne gesehen, wenn einer immer Recht bekommt. Man vermutet wahrscheinlich, daß in solchem Fall allerlei Unredlichkeiten mitunterlaufen. Daher sagt man: „Wer bei seinen Palavern immer freigesprochen wird, den heißt man einen Feigling."

Es kommt auch vor, daß der Vorsitzende bei seinem Urteilsspruch in Verlegenheit kommt. Man merkt das an seinem

unsicheren Auftreten. Diese Sachlage kritisiert das treffende Sprichwort: „Wer Bescheid gibt, wenn ihm ein Palaver zu schwer ist, der findet den rechten Ausdruck nicht." Heute darf auf der Goldküste kein Häuptling oder König mehr ein Todesurteil fällen. Die Macht über Leben und Tod hat sich die englische Regierung vorbehalten: „Es gibt auch Fälle, in denen selbst der König keinen Rat weiß" und welche seine Kompetenz überschreiten.

An dieser Stelle möge noch kurz ein Wort über die „Gottesgerichte" gesagt werden. Heute sind diese fast gänzlich abgeschafft. Wenn etwas gestohlen oder sonst ein Frevel begangen worden war, wurde den Beteiligten Wasser, das mit kleinen Holzspähnen und irgend einer scharfen Arznei vermischt war, ins Gesicht und in die Augen gerieben. Der betreffende Delinquent konnte die Augen nicht mehr recht öffnen, was als Zeichen seiner Schuld angesehen wurde. Natürlich beruhte alles auf Betrug. Der Schuldige war zum voraus bestimmt und bekam eine gehörige Dosis von dieser ätzenden Flüssigkeit, während bei dem andern nur eine ganz schwache Lösung in Anwendung kam: „Niemand beeilt sich, einem Gottesgericht sich zu unterziehen."

5. Die Sklaverei.

Das Verbot der Sklaverei wurde im Jahre 1874 unter dem Gouverneur G. C. Strahan in der Kolonie proklamiert. Trotzdem findet man heute noch unzählige Sklaven, die in dem Verhältnis der Abhängigkeit aufgewachsen sind und sich dabei ganz wohl fühlen.

Der Sklave ist samt seiner Familie bei seinem Herrn versorgt. Was sollte er anderes begehren? „Der Sklave, der recht dient, steht im Genuß alles dessen, was sein Herr besitzt." Für gewöhnlich müssen die Sklaven nur drei Tage in der Woche für ihre Herren arbeiten: am Sonntag, Dienstag und Samstag. Damit sind selbst strenge Meister einig. Die übrige Zeit können sie ihrem eigenen Verdienst nachgehen. Strafen, d. h. Peitschenschläge, sind sehr selten: „Wenn jemands Sklave ‚Strafe‘ heißt, so straft man ihn doch nicht ohne Grund." Häufiger sind kleinere Geldstrafen, wenn einer an den für seinen Herrn bestimmten Arbeitstagen die Arbeit versäumt.

Daraus mag ersehen werden, daß das Los der heutigen Sklaverei nicht so schlimm ist, als es aussieht. Das Verhältnis von Herr und Sklave ist manchmal sogar ein patriarchalisches: „Der Sklave speist vom Tisch seines Herrn."

Von einem Sklavenhandel ist heutzutage auf der Goldküste keine Rede mehr. Nur ganz im verborgenen werden immer noch Menschen gekauft und verkauft: „Der Sklave wählt seinen Herrn nicht." Bei diesem Geschäft wurden in früheren Zeiten besondere Gebräuche beobachtet. Ein Grashalm wurde in zwei Teile auseinandergerissen. Von den beiderseitigen Zeugen bekam je einer ein Stück davon in die Hand nebst einer kleinen Geldsumme, die in Form von Muschelgeld verteilt wurde. Der Käufer hatte diese Summe außer dem eigentlichen Kaufpreis noch zu bestreiten. Damit sollte angezeigt werden, daß das Band zwischen dem Verkäufer als seinem früheren Herrn und dem Sklaven zerrissen ist und er keinerlei Ansprüche mehr an ihn hat. Die Zeugen mußten die Strohhalme und die Muscheln als Beweismittel für den vollzogenen Verkauf aufbewahren.

Der Freigeborene dünkt sich weit erhaben über den Sklaven. So wollte ab und zu einmal der eine und andere unserer Schüler nicht auf die gleiche Bank mit einem Sklaven sitzen. Großartig sagt man: „Des Freigeborenen Name ist unsterblich." Der Sklave hat keinen eigenen Willen und muß eben ohne weiteres tun, was ihn sein Herr heißt: „Des Sklaven Weisheit sitzt im Kopf seines Herrn." Gibt es irgend ein Palaver zwischen ihm und seinem Herrn, so kann man darauf rechnen, daß der Meister den Prozeß gewinnt. Daher sagt man allgemein: „Der Sklave wird (immer) schuldig gesprochen."

Der Sklave hat auch einen sklavischen Sinn. Das kann man bei ganzen Dorfgemeinden beobachten, die einst unter dem Joch der Asanteer geseufzt haben. Er arbeitet nur, was er muß, und kennt in dieser Hinsicht keinen Ehrgeiz: „Ein Sklave macht auf das Bauholz nicht aufmerksam," weil er wohl weiß, daß er es selber holen müßte. Seine ganze Abhängigkeit von seinem Herrn wird in dem Sprichwort hübsch illustriert: „Wenn der Sklave keine Manieren weiß, so ist das seines Herrn Schuld." Geht es in den Krieg, so folgt der Sklave den Fußstapfen seines Herrn. Es wird erwartet, daß der Frei-

geborene im Gefecht seinen Mann stellt: „In eines freien Mannes Brust findet sich keine Unmännlichkeit." Und sein Beispiel wirkt ansteckend: „Wenn der Freigeborene nicht kämpft, ergreift der Sklave die Flucht."

Nicht selten kommt es vor, daß ein Sklave seinem Herrn entspringt, um die goldene Freiheit zu genießen. Es gibt allerlei Merkmale, welche anzeigen, was er im Sinne hat. Man weiß: „Wenn der Sklave sich weigert, ans Wasser zu gehen, dann hat er Fluchtgedanken."

Auch die gewonnene Freiheit kann er nicht wohl ertragen. Er überhebt sich in diesem Fall gerne, weil ihm der rechte Gebrauch der Freiheit noch unbekannt ist: „Wenn der Sklave frei wird, nennt er sich selbst einen Edelmann."

F. Im geistigen Leben.

Es ist interessant zu beobachten, wie regsam das Geistesleben des Negers ist. Da findet sich keine plumpe Schwerfälligkeit der Gedanken, sondern eine erstaunliche Elastizität, die sich in scharfsinnigen Sprüchen kundtut. Hier nur wenige Proben.

1. Klugheit.

Es wäre unklug, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Zu dieser Erkenntnis ist nicht bloß der moderne Kulturmensch durchgedrungen; nein, auch der kulturarme Buschneger Westafrikas kennt dieses Rezept. Er sagt: „Wenn es regnet, so daß man seine Sachen wegnehmen muß, läßt man die Steine liegen." Die Eingeborenen pflegen nämlich ihre Wäsche nicht aufzuhängen, sondern auf dem Grasboden, am liebsten aber auf einigen Steinen auszubreiten. Dadurch kommen die Sachen gleich in die Bleiche und trocknen unter den Strahlen der wärmenden Sonne sehr rasch.

Der gleiche Gedanke erfährt eine neue Beleuchtung unter der Darstellung: „Wenn ein Kleidungsstück schmutzig ist, verbrennt man es doch nicht." Dabei mag erwähnt werden, daß die Wäsche nicht im Hause mit warmem Wasser,

sondern am nahen Bach oder Fluß gewaschen wird. Ebenso sagt man: „Wenn man eine Wunde am Finger hat, schneidet man doch nicht den ganzen Finger weg", oder: „Wenn dein Kind zum Kehrichthaufen geht und dort von einer Schlange gebissen wird, schneidet man doch nicht den gebissenen Teil weg, sondern braucht Arznei." Der Kehricht wird in den Negerdörfern direkt außerhalb der Stadt hinter den letzten Häusern aufgehäuft. Das niedrige Gras, welches dort wächst, gestattet den Schlangen einen willkommenen Schlupfwinkel. Diese Dunghaufen bereiten, besonders in der trockenen Zeit, einen sehr üblen Geruch. Vergrößert sich die Stadt, so wird das Terrain natürlich nicht zuerst geebnet, sondern der Neger stellt seine Hütte ruhig auf diesen Kehrichthaufen auf und verlegt diese nach rückwärts. Diese Dunghaufen sind der beliebte Tummelplatz der Aasgeier. Aus diesem Grund gilt auch das Fleisch dieser Vögel für ungenießbar.

Ein Zeichen von Klugheit ist es auch, keine unüberlegten Streiche zu machen und sein Tun im voraus abzuwägen. Man soll die Bärenhaut nicht verkaufen, ehe der Bär erlegt ist. Dieser Gedanke äußert sich in der Negersprache also: „So lange man die Schildkröte nicht hat, schneidet man nicht den Strick für sie ab." Ebenso: „Nur was in seiner Hand ist, kann der Feind weggeben." Dabei ist offenbar an die Siegesbeute gedacht, die unter den Kriegern ausgeteilt wird.

Wer klug ist, zeigt das durch seine Besonnenheit und Geistesgegenwart: „Wer den Hund wegjagt und demselben nicht ausweicht, auf den springt er in seiner Flucht los."

Klug sein, heißt aus Schaden klug werden. Dann fällt man nicht unter die Kritik des Sprichworts: „Ein Dummkopf ist der, dessen Schaf zweimal ausreißt."

Einem beschränkten Menschen soll man nicht alles glauben und daran denken, daß nomina stultorum parietibus hærent.[1]) Treffend warnt das Sprichwort: „Wenn ein Nackter dir ein Kleidungsstück zu geben verspricht, dann achte nur auf seinen Namen."

Doch was hilft dem Klugen seine Klugheit, wenn ein Stärkerer über ihn kommt? Also Augen auf! denn: „Durch versteckte

[1]) „Der Törichten Namen hängen an der Wand."

Schlingen wird auch ein scharfsichtiger Vogel gefangen.“ Legt ein Neger Vogelschlingen, so verdeckt er sie mit den verwelkten Blättern der Pisangstaude, um sie recht unauffällig zu machen.

2. Vorsicht.

Auch der Neger weiß, daß im Umgang mit Menschen Vorsicht geboten ist; denn der Schein trügt. Ehe ein Mensch den Mund auftut und mit einem redet, soll man ihm nicht trauen. So sagt man denn auch: „Worte sind wie ein Spiegel.“ „Vultus est index animi.“ [1]) Und wiederum: „Des Menschen Zunge offenbart seines Herzens Gedanken.“ Ganz ähnlich sagt ja auch der Grieche: „ἀνδρὸς χαρακτὴρ ἐκ λόγου γνωρίζεται.“ [2]) Ebenso urteilt ein anderes Negersprichwort: „Worte gehen durchs Auge ins Ohr.“ Auf der Reise, besonders wenn man mit Fremden zusammenkommt, darf man nicht dem nächsten Besten sein Vertrauen schenken; sonst könnte man bittere Erfahrungen machen müssen. Da gilt es vor allem die Augen zu öffnen: „Wenn du dir unterwegs Freunde machst, geht dein Messer verloren.“ Darum: fide sed cui vide! [3])

Vorsichtig zu sein gilt es auch bei gemeinsamen Interessen und Unternehmungen. Wer klug ist, weiß, daß er nicht mit dem Kopf durch die Wand kann, sondern sich nach seinen Nebenmenschen richten muß. Ganz wie der Lateiner dieser Tatsache mit seinem quot capita tot sensus Rechnung trägt, ebenso tut es der Tschineger mit seinem Ausspruch: „Jeder Mensch hat wieder einen andern Gedanken“ — oder noch hübscher mit diesem: „Alle Menschen haben je einen Kopf, aber ihre Köpfe sind verschieden.“

Auch bei der Arbeit ist Vorsicht geboten. Wer etwas Rechtes leisten will, muß berechnend und überlegend zu Werke gehen und erst wägen, dann wagen: „Wenn man zwei Eisenstangen ins Feuer tut, verbrennt die eine.“ Wir würden diesen Gedanken etwa folgendermaßen äußern: „Blinder Eifer schadet nur.“ Ähnlich sagt der Neger auch: „Wenn man zwei

---

[1]) „Der Blick ist ein Spiegel der Gesinnung.“

[2]) „Des Menschen Charakter wird in seinen Worten offenbar.“

[3]) „Trau, schau, wem?“

Steine in die Höhe wirft, kann man sie schwerlich wieder auffangen."

Es ist staunenswert, wie sicher des Negers Auge die lautlos dahingleitende Schlange entdeckt und er dann einen kurzen Warnungsruf ausstößt. Er ist im Kampf mit den wilden Tieren vorsichtig geworden. Im allgemeinen sind die wilden Tiere, wie Löwen und Leoparden, auch im Innern der Goldküste selten und werden den Menschen nur ausnahmsweise gefährlich: „Wenn der Wald voll Löwen wäre, könnten die Menschen keinen Platz zum Wohnen finden." Die Schlangen sind am gefährlichsten. Der Neger ist ein geschworener Feind derselben. Geht er im Busch dahin, so sind seine Augen überall. Schlangenbisse kommen jedoch trotz der vielen giftigen Schlangen und trotz der Nacktheit der Negerfüße verhältnismäßig sehr wenige vor: „Eine Schlange beißt einen Menschen nicht umsonst", oder noch deutlicher: „Wer schon von einer Schlange gebissen wurde, fürchtet selbst den Wurm."

Mit einer Schlange ist nicht zu spaßen. Weiß man auch nicht immer, ob gerade das betreffende Tier, das einem über den Weg läuft, giftig ist — Vorsicht ist immer besser als Nachsicht: „Die Schlange sieht aus wie eine Schnur, und doch benützt man sie nicht zum Schnüren." Der Neger hat sehr gute Arznei gegen Schlangenbiß. Auch impfen die Eingeborenen, um gegen den tödlichen Biß immun zu machen. Der Giftzahn wird zu diesem Zweck der betreffenden Schlange ausgebrochen. Dabei muß man sehr vorsichtig und blitzschnell zu Werke gehen: „Das Gift muß man der Schlange mit großer Schnelligkeit nehmen."

Beim Überschreiten von Flüssen muß der Reisende vorsichtig sein. Die Inlandbewohner können zum großen Teil nicht schwimmen. Kommen sie an einen ihnen unbekannten Fluß, der nicht durch einen darüberliegenden Baumstamm überbrückt oder der über seine Ufer getreten ist, so gilt es vorsichtig die Wassertiefe zu untersuchen: „Niemand mißt mit beiden Füßen die Tiefe des Wassers." Äußerst behutsam vertraut sich der Längste aus der Reisegesellschaft dem nassen Element an und sondiert mit einem Fuß den Grund. Seine Kameraden schreiten hinter ihm her und reichen einander die Hand.

3. Verantwortlichkeit.

Ein gewisses Gefühl der Verantwortlichkeit kennt auch der Neger. Er weiß: „Wie man sich bettet, so liegt man.“ Inwieweit dieses Verantwortlichkeitsgefühl einen religiösen Hintergrund hat, mag dahingestellt bleiben. Immerhin ist ihm das bewußt, was wir mit dem hübschen Reim andeuten wollen: „Hat Sankt Peter einen Schaden am Fuß, Sankt Paul darum nicht hinken muß.“ Er sagt: „Wer auskehrt, muß auch den Kehricht wegtragen.“ (Die Besen werden aus den Blättern der Ölpalme gefertigt). In gleichem Sinn sagt man: „Wenn A. einen dummen Streich macht, muß nicht B. dafür büßen.“ „Was einer sich einbrockt, muß er auch ausessen.“

Umständlicher meint folgendes Sprichwort dasselbe: „Wenn ein Aasgeier Kroboborn frißt, läßt man nicht einen Asanteer den Schaden bezahlen.“ Krobo ist die Landschaft, welche zwischen Akwapem und dem Volta gelegen ist.

Ein Außerachtlassen seiner Verantwortung hat die schlimmsten Folgen: „Seines lustigen Lebens wegen hat der Krebs keinen Kopf.“ Dieses Sprichwort enthält eine Warnung vor Leichtsinn. Der Neger liebt Trinkgelage und Spiel und bringt sich durch seinen Leichtsinn oft um seine persönliche Freiheit.

Auf eine individuelle Verantwortung spielt auch das Wort an: „Ein Tor, der da sagt, mein Freund ist gemeint und nicht ich.“ Der Gedanke an eine Verantwortung lauert ebenfalls hinter der Redensart: „Wenn du wächst, wachsen auch deine Übeltaten.“

4. Selbsterkenntnis.

Des alten Philosophen Sokrates Motto war dieses: Γνῶθι σαυτόν![1] Ein beherzigenswerter Rat. Der Neger kennt wohl seinen (oft vermeintlichen) Wert, aber nicht seinen Unwert. Daher datiert wohl auch seine eigene Überschätzung. Er sagt im Brustton der Überzeugung: „Wäre einer auch noch so groß, ich bin ihm gewachsen.“ Zur Kritik dieses anmaßenden Ausspruchs diene folgendes bekannte Histörchen:

[1] „Erkenne dich selbst!“

„Ein Ochse weidete auf einem saftigen Grasplatz. Dieser befand sich ganz in der Nähe eines Sumpfes, in welchem eine Masse Kröten hausten. Sobald diese des Ochsen ansichtig wurden, riefen ihrer etliche: ‚Seht diesen über alle Maßen großen Kerl an!‘ Wie sie sich also über ihn unterhielten, sagte plötzlich eine von ihnen: ‚Wahrlich, ich kann mich auch so aufblasen, daß ich so groß wie der Ochse werde!‘ Mit diesen Worten probierte sie das Kunststückchen. Doch ehe sie damit fertig war, zerplatzte sie.“ Drum ist die Moral von der Geschichte: Ne sutor supra crepidam![1])

Zur weiteren Erhärtung obigen Urteils mag auch dieses kritische Sprichwort noch angeführt werden: „Mit der Zunge kann man keine Last tragen.“ Den Mund nimmt der Neger gern sehr voll, weil er seine Schwächen nicht kennt oder auch diese verbergen will. Man kann ein solches Großmaul prächtig abfahren lassen und zur Selbsterkenntnis mahnen, wenn man dieses Sprichwort zitiert: „Ich will sehen; ich will sehen; aber der Schwanz des Affen bleibt dennoch hängen.“

Eines Tages fragte Vater Krebs sein Kind: „Warum verdrehst du denn beim Gehen deinen Körper so?“ Sein Kind antwortete: „Das ist nicht übel geredet. Stehe einmal auf und gehe. Wenn du aufrecht gehen kannst, so werde ich dieses Kunststück dir nachtun.“ Jeder kehre vor seiner eigenen Türe und lasse die andern unbehelligt: „Wenn du zupfen kannst, dann zupfe deine grauen Haare aus.“

Gerade so klingt auch aus diesem hübschen Sprichwort eine Mahnung zu demütiger Selbsterkenntnis: „Hahn Gockel, höre auf, dich groß zu machen, denn deine Mutter war nur eine Eierschale.“

---

6. Im sittlichen Leben.

Trotz aller krassen Unmoral, die den dunkelsten Flecken an der dunklen Farbe des westafrikanischen Negers darstellt, finden sich doch auch hohe sittliche Gedanken, die sich tief in sein Denken und Leben eingegraben haben. Die Sprache des Negers liefert den Beweis dafür. Insonderheit sind es seine Sprichwörter,

[1]) „Schuster bleib' bei deinem Leisten!“

die wie verschüttete Goldkörner dem Auge des Kenners nicht entgehen und uns einen Blick in sein seelisches Empfinden gönnen. Seine Seele ist weder taub für das Gute, noch unempfindlich für das Böse. Der Neger hat ein Gewissen, das mitunter gewaltig reagiert: „Man merkt nicht, wie man wächst; hat man aber Unrecht getan, das fühlt man.“ Erfreulich ist es, in seinen Sprichwörtern manche Anklänge an die zehn Gebote zu finden. Ich will in Kürze einige herauszuschälen suchen.

1. Zum vierten Gebot.

Sogar die Heiden wissen, daß des Vaters Segen den Kindern Häuser baut. Darum soll ein Kind seinen Eltern gehorsam sein. In nebensächlichen Dingen hat das Kind freie Hand, aber in schwerwiegenden Fragen wird Ungehorsam nicht geduldet: „Ein Kind, das seinem Vater und seiner Mutter nicht gehorcht, muß ungesalzene Suppe essen.“ Ja, Ungehorsam bringt Fluch statt Segen. Dieser Fluch wird wohl darin erblickt, daß das betreffende Kind kein hohes Alter erreichen wird: „Mein Kind, wenn du ein Altes schmähst, wirst du nicht alt werden.“

Daß die Kinder viel Freiheit genießen und fast den ganzen Tag sich selber überlassen sind, zeigt das Wort: „Wenn ein Knabe sagt, er wolle einen Baum erklettern, laß ihn hinaufklettern; er steigt bis an den Gipfel und wird dann umkehren.“ Man läßt noch ganz kleine Kinder auch ohne Sorge mit Feuer hantieren, sie werden dann schon aus Schaden klug werden: „Wenn ein Kind sagt, es wolle ein Feuer anzünden, laß es nur machen; wenn sich's brennt, wird's es schon bleiben lassen.“ Gebrannte Kinder fürchten das Feuer, sagen ja auch wir. Ebenso ein anderes Sprichwort: „Wenn ein Kind in der Nähe eines Feuers sich schlafen legt und diesem zu nahe kommt, dann verbrennt sein Umschlagtuch.“

Man mutet den Kindern keine schwere Arbeit zu, von der sie nichts verstehen: „Ein Kind zerschlägt Schneckenhäuser und keine Schildkrötenschalen.“ Auch beim Feld- und Plantagenbau schont man die Kinder so viel als möglich: „Wenn

Kinder geschickt werden, Unkraut auszujäten, bringen sie es nicht fertig." Sie sind eben noch Kinder, auf die man sich nicht verlassen kann. Das zeigt sich auch dann, wenn man sie zum Wasserholen fortschickt: „*Wenn ein Kind Wasser holt, zerbricht es den Wassertopf.*" Sind sie älter, so kommt der Verstand von selbst. Man braucht ihnen dann auch die Arbeit nicht mehr zu befehlen. Mit dem wachsenden Verstand wächst auch die Lust zur Arbeit: „*Wenn ein Knabe tut, was ein erwachsener Mann tut, dann sieht er auch, was dieser sieht.*"

Es wird nicht gebilligt, wenn Kinder das ihnen vorgesetzte Essen nicht zu sich nehmen wollen: „*Ich will essen — ich mag nicht essen; das gehört sich nicht.*"

Daß eine körperliche Züchtigung seitens der Eltern nicht ganz ausgeschlossen ist, scheint folgendes Sprichwort anzudeuten: „*Wenn man eine Ziege schlägt, findet sie von selbst den Weg nach Hause.*" Auch der Gedanke klingt durch, daß manche Streiche unartiger Kinder auf das Konto ihrer Eltern zu setzen sind, weil diese es an der rechten Erziehung haben fehlen lassen: „*Wenn ein Knabe neun schlechte Streiche ausführt, soll er fünf derselben büßen.*" Die übrigen fallen auf seinen Vater zurück.

In gewissen Fällen suchen doch auch die Eltern, ihre Kinder vom Bösen abzuhalten, wie man aus diesem Wort sehen kann: „*Wenn dein Kind einen schlechten Tanz aufführt, dann sage ihm: das schickt sich nicht.*"

2. Zum siebenten Gebot.

Diebstahl kommt unter den Eingeborenen im allgemeinen viel seltener vor als in den europäischen Kulturstaaten. Wird ein Dieb ertappt, so gilt das für eine große Schande. Der Missetäter wird auf offener Straße gehöhnt und unbarmherzig durchgeprügelt. Daher die Redensart: „*Armut ist keine Schande, aber Diebstahl.*" Es ist eben auch in Afrika wahr, daß Gelegenheit Diebe macht. Und mancher kann der Versuchung nicht widerstehen, sich ungesehen etwas anzueignen, wenn es ihm in die Augen sticht: „*Wenn das Gold dir naht, glänzt es.*" Das will heißen:

es erregt deine Lust und macht dich zum Dieb. Ich habe aber doch beobachtet, daß die vorkommenden Diebstähle meist Felddiebstähle waren. Auch in meinem eigenen Haus machten sich die dienenden Kinder gar kein Gewissen daraus, etwas zu naschen. Da sagte sich eben ein solcher Sünder: einmal ist keinmal. Der Magen forderte etwa seine Rechte. Es wäre in diesem Fall ja äußerst töricht, die Gelegenheit unbenützt vorübergehen zu lassen: „Der Dieb sagt: heute, nur heute!" So sind es allermeist nur Kleinigkeiten, die einem abhanden kommen, Sachen, die man nicht so direkt unter den Augen hat. Dem Hund ist es vorbehalten, uns über diese Tatsache zu belehren: „Der Hund zitiert das Sprichwort: etwas Wertvolles geht nicht verloren."

Natürlich gibt es wie überall auch unter den Negern habituelle Diebe: „Niemand lehrt eine Katze das Stehlen." Ein gewohnheitsmäßiger Dieb ist mit allen Hunden gehetzt und kennt auch die Schlupfwinkel seiner sauberen Kameraden: „Wer nicht schläft, kennt den, der auch nicht schläft." Diese Leute treiben sich bei Nacht überall, nur nicht in ihren eigenen Häusern herum. Doch sind solche Schlingel, wie schon oben bemerkt, im Innern der Goldküste nur selten zu finden. Immerhin gibt es ausnahmsweise auch im Hinterland solche Subjekte. Von diesen gilt es dann in Wahrheit: „Ein Dieb ist nicht wählerisch mit seiner Schlafstätte."

Doch „der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er zerbricht." Endlich ereilt den Dieb sein Verhängnis, denn: „Was rasch gewonnen, ist bald zerronnen." Zu diesem Sprichwort erzählen sich die Neger folgende Fabel:

Eine große Hungersnot war ausgebrochen. Das Eichhörnchen sprang von Ast zu Ast und ließ sich endlich auf den Boden nieder und legte eine Kornplantage an, welche unter Gottes Segen auch gedieh; denn der Regen stellte sich zur rechten Zeit kräftig ein. Starke Halme sprangen in die Höhe und schwere Kolben setzten an.

Eines Tags schlich Vater Ananse im Wald umher und suchte nach Nahrung. Da kam er an die Kornplantage des Eichhörnchens; doch er fand den Zugang zu dieser nicht. Mit starker Stimme rief er, ob jemand in der Nähe sei, bekam aber keine Antwort. So beschloß er kurzer Hand, sich diese Farm anzueignen und schlug

einen Weg von seiner Hütte bis dorthin. Seine Kinder mußten eine Menge Scherben auf den Weg streuen, um damit die Farm als sein Eigentum zu bezeichnen.

Eines Tages traf Vater Ananse mit dem Eichhörnchen auf der Farm zusammen. Dieses machte seine Ansprüche geltend. Vater Ananse aber fragte es: „Wie kommst du eigentlich hierher?" Dieses erwiderte: „Ich bin durch die Zweige und Äste dahergekommen." Vater Ananse aber zeigte ihm den Weg, welchen er angelegt hatte.

Infolgedessen erhob sich ein großer Streit, welcher viele Leute anlockte. Diese sprachen die Farm schließlich dem Vater Ananse zu; konnte er doch den Weg zeigen, der von der Farm aus in seine Hütte führte. Das Eichhörnchen aber verlor den Prozeß. Man sagte ihm unverhohlen, man habe nie gehört, daß jemand von den Ästen und Zweigen eines Baumes aus ein Kornfeld angelegt habe. Dieses befinde sich unten am Boden; die Äste und Zweige aber seien hoch oben. Traurig begab sich das Eichhörnchen auf den Heimweg.

Das Korn wurde reif und Vater Ananse erntete viele Körbe voll. Er trug diese mit seinen Kindern auf die andere Flußseite und vertauschte das Korn gegen Salz, das er zu Hause wieder verkaufen wollte. Auf der Rückreise mußten sie wieder den Fluß überschreiten. Unterwegs aber wurden sie von einem sehr heftigen Gewitter überrascht. Der Regen fiel in großen Tropfen herab und schnell suchten sie unter einem mächtigen Baume Schutz. Ihre Lasten hatten sie etwas abseits stehen lassen. Da kam ein Geier hergeflogen, ließ sich auf die gefüllten Salzsäcke nieder und bedeckte diese mit seinen weitausgespannten Flügeln.

Bald ließ der Regen nach. Freudig kam Vater Ananse mit seinen Kindern aus seinem Versteck hervor und wollte sich bei dem Geier für seine Gefälligkeit bedanken: „Wie nett und lieb von dir," sagte er zu dem Geier, „du hast uns einen großen Dienst erwiesen; besten Dank, mein Herr!" „Was für einen Dienst habe ich euch denn erwiesen?" fragte der Geier verwundert. „Ei," antwortete Vater Ananse, „ist das nicht ein Liebesdienst, wenn du alle die Lasten Salz mit deinen breiten Flügeln bedeckt hast? Denn diese Lasten gehören mir!" „Wie, diese Lasten gehören dir? Wieso? Wie kannst du das beweisen?" antwortete der

Geier. Vater Ananse aber sagte: „Höre, mein Bruder! Als der Regen anfing, suchten wir Schutz unter jenem Baum und ließen unsere Lasten hier stehen.“ „Gut,“ entgegnete der Geier, „wenn du die Lasten hier im Regen hast stehen lassen, mußten sie nicht zugrunde gehen?“ Diesmal blieb der verblüffte Vater Ananse die Antwort schuldig und mußte wohl oder übel seinen Reichtum dem Geier überlassen, gerade wie das Eichhörnchen ihm die Kornplantage hatte überlassen müssen.

Bei näherem Nachdenken wurde ihm klar, daß es so kommen mußte. Darum hatte er auch in letzter Zeit nicht mehr so recht schlafen können.

3. Zum achten Gebot.

Der Grieche sagt: Γλώσσης μάλιστα πανταχῆ πειρῶ κρατεῖν.[1] Diesen guten Rat befolgt der Neger in der Regel nicht. Und doch fühlt er, daß er mit seiner bösen Zunge oft einen Schaden anrichtet, der nicht mehr gut gemacht werden kann. Sein Gewissen wie auch seine Erfahrung sagen ihm unzweideutig: „Ein Schwätzer tut nie etwas Gutes.“ Sich und andern schadet er durch seine unvorsichtigen, übereilten Reden. Daher die Überzeugung: „Es ist schlimmer, wenn der Mund ausgleitet, als wenn die Fußsohle ausgleitet.“ Seinem Nebenmenschen tut einer oft Unrecht durch seine spitzen Worte. Doch alle Reue kann in diesem Fall nichts mehr helfen, denn was einmal gesagt ist, ist gesagt.

Da der Neger die Schreibkunst nicht kennt, ist sein Zungenwert um so ausgebildeter. Beleidigt er daher einen andern, so steht diese Beleidigung zwar nicht schwarz auf weiß geschrieben, aber sie tut deshalb nicht minder weh. Spitzige Worte kann der Neger gar nicht ertragen. Sie greifen ihn viel tiefer an als irgend ein anderer Schaden, der ihm zugefügt wird. Wie sich sein Innerstes gegen derartige Beleidigungen aufbäumt, kann man klar aus folgendem Sprichwort ersehen: „Eine Wunde, die durch spitze Worte verursacht ist, schmerzt mehr als eine wirkliche Wunde.“

Eine tiefe Tragik liegt auch in dieser Äußerung: „Menschenmund tötet Menschen.“ Darum bleibt's dabei: „Es ist auf

[1]) „Suche immer deine Zunge wohl im Zaum zu halten.“

Erden kein größer List, als wer seiner Zunge ein Meister ist." Denn selbst nach dem Tode eines Menschen klingen seine bösen Worte noch fort in den Ohren derer, denen er Unrecht getan, und lassen sich durch keine Arznei wieder auswischen: „Wenn ein Mensch gleich stirbt, so verfault doch seine Zunge nicht."

Item: „Wer eines andern Haupt abschlagen will, schlägt sein eigenes ab." Falschheit trägt die Nemesis in sich selbst, wie nachstehende Fabel lehrt:

„Der Löwe, der König des Waldes, wurde todkrank. Da kamen alle Tiere, um ihn zu besuchen, mit Ausnahme der Hyäne, die nicht erschien. Daher fragte der Leopard den Löwen: „Hat dich die Hyäne seit deiner Erkrankung überhaupt einmal besucht?" „Nein," erwiderte dieser. „So ist also die Hyäne dein einziger Feind auf Erden?" Gleich nachdem der Leopard ihn verlassen hatte, ließ der König die Hyäne vor sich rufen und fragte sie: „Warum hast du mich noch nie während meiner Krankheit besucht?" Die Hyäne antwortete: „Gleich nachdem ich von deiner Erkrankung gehört hatte, machte ich mich auf und suchte verschiedene Heilkräuter für dich. Nur ein Ding fehlt mir noch. Sobald ich das gefunden habe und du von der Arznei trinkst, wirst du gesund werden." Erstaunt fragte der Löwe: „Was ist's, das dir noch fehlt?" Die Hyäne erwiderte: „Ein Schneidezahn vom Leopard." Sogleich ließ der König diesen rufen. Kaum war er da, so schlug ihm des Königs Scharfrichter den Kopf ab und übergab der Hyäne den gewünschten Schneidezahn."

Daher die Redensart: „Verrat und falsche Anklage brachte dem Leopard am hellen Tage den Tod."

4. Zum neunten und zehnten Gebot.

Es sei mir erlaubt, dieses düstere Kapitel mit einem Schleier zu verhüllen und nur daran zu erinnern, daß bei dem Neger im vollsten Sinn des Worts das zutrifft, was der Lateiner allgemein so ausdrückt: „trahit sua quemque voluptas!"[1] Es sind Ausnahmen, die sich in sittlicher Hinsicht nach dem Ausspruch richten: „Obgleich der Hund ein leckeres Maul hat, kaut er doch nicht an seiner Halsschelle." Das will sagen: auch

[1] „Jeder hat seine Leidenschaft, die ihn hinreißt."

die Begierde wirft sich nicht blindlings über den Gegenstand der Lust her.

Dem Neger ist es bewußt, daß jeder, welcher der bösen Lust seines Herzens folgt, sich ins Unglück stürzt, aber: „Was man verbeut, das tun die Leut'."

„Eines Tages redete ein Affe seinen Freund folgendermaßen an: „Mein Bruder, täglich kommt ein Jäger in den Wald und schaut sich die Bäume an, um auf mich Jagd zu machen, und wenn ich mich nicht sehr in acht nehme, so liege ich unversehens am Boden. Deshalb ersuche ich dich um eine Arznei, die mein Fell gegen jeden Schuß sichert." Sein Freund erwiderte: „Wenn du dich ganz und gar von der Frucht der Tamarinde enthalten kannst, will ich deinem Wunsche willfahren; denn diese zu essen verbietet meine Arznei." Damit erklärte sich der Affe einverstanden.

Bald darauf aber ermannte er sich und fragte weiter: „Du weißt, daß es keine Regel ohne Ausnahme gibt, und um diese möchte ich dich fragen." „Gut, sage an," antwortete sein Freund. „Wenn ich mit meinen Kindern unter dem Baum spiele, ist das erlaubt?" — „Ja." — „Wenn aber bei dem Spiel eines meiner Jungen auf den Baum klettert, geht das auch?" — „Ja." — „Wenn sie nun auf dem Baum spielen und ich sie vor der verbotenen Frucht warne und herunterrufe, hat das keinen Anstand?" — „Nein." — „Wie aber, wenn sie auf meinen Ruf hin in wilder Eile herunterkommen, und dabei aus Versehen eine Frucht abgerissen wird, hat das nichts zu sagen?" — „Nein." — „Und wenn eine Frucht am Kopf eines meiner Jungen anstreift und dieses den Duft der Frucht einsaugt, bedeutet das auch nichts Schlimmes?" — „Nein." — „Wenn aber eine Frucht am Boden zerplatzt und ich selber mit meiner Zunge den Saft versuche, wie ist es dann?" Sein Freund antwortete: „Ja, dann hast du davon gegessen. Das zeigt mir, daß du eben von der verbotenen Frucht unter allen Umständen essen wirst." Prompt entgegnete der Affe: „Wenn dem so ist, dann stelle deine Bemühungen nur ein, denn „seine böse Lust muß man mit dem Tode büßen."

Auch dieses Histörchen beweist, daß beim unzivilisierten, heidnischen Neger vielleicht mehr als beim feingebildeten Europäer das „nitimur in vetitum semper cupimusque negata"[1]) wahr ist.

[1]) „Nach dem Verbotenen streben wir stets und begehren Versagtes."

5. Wahrhaftigkeit und Lüge.

Der Neger nimmt es mit der Wahrheit durchaus nicht genau. Er hält es punkto Wahrhaftigkeit keineswegs mit dem Lateiner, der es sich zum Wahlspruch gemacht hat: „Amicus Plato, sed magis amica veritas."[1]) Sein Wahlspruch lautet: „Wer mit der Wahrheit nicht zum Ziele kommt, streut einige Lügen ein." Das merkt ein Menschenkenner ja schon an den vielen Worten, die einer macht.

Sagt das lateinische Sprichwort: „veritatis simplex oratio est."[2]) so sagt ganz ähnlich der Tschier: „Wer etwas sagt und dabei lügt, wird müde." Man kann auch tatsächlich beobachten, daß einem die Eingeborenen lange Geschichten erzählen, um die Wahrheit zu verdecken. Sie sind Meister in der Kunst der Verstellung und Verdrehung. Gelingt es einem etwa nicht, sich herauszulügen, so wird er für einen Tölpel gehalten. Sehr charakteristisch ist daher folgender Ausspruch: „Wenn der Lügner tausend Jahre zu einer Reise braucht, dann holt ihn der Wahrhaftige in einem Tage ein."

Doch bricht sich auch die Erkenntnis Bahn, daß Unwahrhaftigkeit eine Schande ist. Man kann daher die Leute recht beschämen, wenn es einem gelingt, sie zu überführen. Da muß man aber schon mit eigenen Augen gesehen oder mit eigenen Ohren gehört oder einen absolut zuverlässigen Zeugen haben, sonst wird man trotz aller freundlichen und ernsten Worte nicht hinter die Wahrheit kommen. Man kann etwa höhnisch bemerken, ja gewiß: „Der Eber sagt, es sei nicht sein Rüssel, es sei nicht sein Rüssel, und doch ist es sein Rüssel" (welcher den Boden aufgewühlt hat). In diesem Falle muß man aber seiner Sache schon ganz sicher sein. Auch kann man einen Lügner in öffentlicher Versammlung durch folgendes Sprichwort lächerlich machen: „Der Lügner sagt: mein Zeuge ist in Europa."

Wie tief dieses Laster im Volke sich eingefressen hat, wird treffend folgendermaßen dargestellt: „Der Lügner empfängt einen Stuhl und erklärt: ich habe einen Stein bekommen." Es ist also nicht bloß die halbe Wahrheit, die er

[1]) „Plato ist mir lieb; noch lieber ist mir die Wahrheit."

[2]) „Die Sprache der Wahrheit ist einfach."

redet, sondern es ist direkte und bewußte Unwahrheit. Darum lautet auch das merkwürdige, nach dem vorher Gesagten unerwartete Urteil: „Ein lügnerischer Mensch ist schlimmer als der Teufel."

Der Neger fühlt so gut wie wir, daß „qui semel malus, semper praesumitur malus"[1] und äußert diesen Gedanken also: „Eine Lüge verderbt tausend wahre Worte." Das erinnert auch an Rückert, der treffend sagt:

„Wer einmal lügt, muß oft zu lügen sich gewöhnen,
Denn sieben Lügen braucht's, um eine zu beschönen."

Doch auch von dem Fluch, den die Unwahrhaftigkeit im Gefolge hat, redet der Volksmund: „Wenn ein Mensch unglücklich ist, dann kommt das von seinen (unaufrichtigen) Worten." Noch besser ist diese Tatsache ausgedrückt in dem Wort: „Wer Lügen sät, erntet Falschheit."

Aber auch die Wahrheit findet ihre Anerkennung. So einmal in dem Sprichwort: „Wer durch Unaufrichtigkeit etwas zu erlangen sucht, dem entreißt es der Wahrhaftige wieder durch seine Redlichkeit." Ganz ebenso wird der Wahrhaftigkeit als solcher das Wort geredet, wenn man sagt: „In der Wahrheit steckt keine Falschheit," denn „magna est veritas et praevalebit."[2] Aber auch hier schimmert die tragische Melancholie des Negers wieder durch, denn er sagt mit tiefem Bedauern: „Wenn deine Worte wahr sind, sind sie bald vergessen."

6. Liebe und Haß.

Lehrt die heilige Schrift: „Segnet, die euch fluchen," so kann das der Heide natürlich nicht verstehen. Sein Volk lehrt ihn: „Niemand segnet seinen Feind." In diesem Sprichwort offenbart sich die ganze trostlose Kälte und Leerheit des Heidentums. Die Grundstimmung des Negerherzens ist die altisraelitische: „Auge um Auge; Zahn um Zahn." Emmanuel Geibel spielt auf diese häßliche Leidenschaft an, wenn er singt:

---

[1] „Wer einmal als Schalk erfunden wird, der bleibt in allem verdächtig."
[2] „Es ist etwas Großes um die Wahrheit; denn sie wahret ewig."

„Magst du sonst von jedem Streich gesunden,
Niemals sind zu heilen vergiftete Wunden.“

Eben das spricht der Neger mit einem gewissen wohlgefälligen Selbstbewußtsein aus: „Gegen den Haß gibt es keine Arznei.“

Vor allem schreit eine erlittene Beleidigung nach Rache. Es wäre ja töricht, sich die Gelegenheit zu einer solchen entgehen zu lassen.

Die leichteste Art, sich an seinem Feind zu rächen, ist wohl die, ihm mit stoischer Gleichgültigkeit zu begegnen. Der Neger kann es nicht gut ertragen, als Luft behandelt zu werden. Er fühlt den verborgenen Stachel ganz empfindlich. Diese Art, seinen Haß zu zeigen, ist durchaus nicht gänzlich gefühllos, wie man aus dem folgenden Zitat ersehen mag: „Wenn dein Feind in Not kommt, dann springe ihm bei; dankt er dir aber (für deine Hilfe), so gib ihm keine Antwort.“

Schon schlimmer ist es, wenn der andere seinen Spott über mich ergießt und mich auf diese Weise seine Verachtung fühlen läßt: „Wer dich haßt, grüßt dich, wenn du betrunken bist.“ Dadurch ist der Verspottete natürlich lächerlich gemacht.

Vom Spott ist's nur ein kleiner Schritt zur Verleumdung vor andern: „Wer dich haßt, äußert sich bitter über dich.“ Man kommt alsdann in der Leute Mund. Nichts ist dem Neger unbequemer als das.

Es kommt in Afrika öfters vor, daß man Schafen begegnet, denen die Ohren abgeschnitten sind. Dieser grausame Brauch bedeutet einen Racheakt seitens irgend eines erzürnten Menschen, der diese Schafe schon mehr als einmal unbefugterweise in seiner Plantage angetroffen hat. Ich sah einmal ein Schaf, das auf die gemeinste und roheste Weise verstümmelt war. Der betreffende Besitzer kam ganz außer sich über diese heimtückische Tat eines unbekannten Feindes. Das Negersprichwort sagt nicht ohne Grund: „Wer dich haßt, schlägt dein Vieh.“

Noch gemeiner ist es, seinen Feind an seinem allerpersönlichsten Eigentum zu schaden und sich an seinem Weib zu vergreifen. Auch diese Fälle sind nicht selten: „Wer einen andern haßt, schändet sein Weib.“ In diesem Falle wird es dem Beleidigten sehr schwer fallen, Genugtuung zu fordern. Die ihm angetane Schmach kann er nicht mehr wegwischen.

Auch mit geheimen Mitteln sucht der Neger seinem Feind auf allerlei Weise zu schaden und seine Rachlust an ihm zu befriedigen. Einen tiefen Blick in die Machwerke des Mörders von Anfang läßt uns dieses Sprichwort tun: „Wer seines Nachbarn Kind haßt, dessen eigenes Kind stirbt eines plötzlichen Todes." Der, welchen du mit deinem Hasse verfolgst, wird dir schaden, wo immer er kann und wird sich nicht scheuen, sogar dein Kind auf geheime Weise, etwa durch Gift, aus dem Leben zu schaffen.

Verschonung wird höchstens den nächsten Verwandten und Familiengliedern zu teil. Alle andern aber treffen die giftigen Pfeile der wildentbrannten Leidenschaft. Auf diese Tatsache macht uns folgendes Sprichwort aufmerksam: „Wenn du deinen Verwandten auch hassest, übergibst du ihn doch dem Feinde nicht."

Der größte Vorwurf, den ein Neger dem andern machen kann, ist der: „Er haßt mich." In diesem Wörtlein liegt für den leidenden Teil eine Welt voll Ungerechtigkeit und namenloser Bitterkeit. Wo soll ihm unter diesen Umständen Gerechtigkeit widerfahren? Schließlich fügt er sich mit Gelassenheit ins Unvermeidliche: „Wenn deine drei Feinde über dir zu Rate sitzen, wer wird dir dann Recht geben?"

Nach dem allem tut es einem wohl zu hören, daß neben dem bittern Haß, der in der Negerbrust schlummert, doch auch die Liebe zum Nächsten dann und wann die rauhe Hülle seines scheinbar gefühllosen Herzens durchbricht. Ich verweise nur auf das unter C Nr. 1 und 2 Gesagte. Immerhin ist die Liebe eine seltene Perle, was man auch daraus ersehen kann, daß der Volksmund uns belehrt: „Liebe ist nicht um Geld feil." Die Schönheit und Souveränität der Liebe, von welcher der Apostel in 1. Korinther im 13. Kapitel singt, kennt zum Glück auch der Neger und preist sie folgendermaßen: „Die Liebe ist mächtig; es gibt nichts Mächtigeres."

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der bis jetzt erschienenen Hefte der

Basler Missionsstudien.

Band I, Heft 1—11 zusammen, einfach geb. Fr. 4. — = Mk. 3. 20.

1) **Die Mission, die Urheberin von Wirren.**
Von Pfr. E. Miescher. 50 Cts. = 40 Pf.

2) **Rückblick auf die Geschichte der evangelischen Mission im 19. Jahrhundert.** Von Lic. theol. M. Lauterburg. 50 Cts. = 40 Pf.

3) **Enthält das Neue Testament bindende missionsmethodische Vorschriften?** Von Missionsinspektor Th. Oehler. 25 Cts. = 20 Pf.

4) **Die Taufbewerber in der indischen Mission, ihre Beweggründe und ihre Behandlung.** Von Missionar M. Hoch. 50 Cts. = 40 Pf.

5) **Weltregierung und Reichsregierung Gottes.**
Von Missionsinspektor Th. Oehler. 25 Cts. = 20 Pf.

6) **Mission und Nationalität im Blick auf die Mission der ältesten Christenheit.** Von Lic. W. Hadorn. 50 Cts. = 40 Pf.

7) **Die chinesische Fremden- und Christenverfolgung vom Sommer 1900.** Von Pfr. W. Schlatter. Fr. 1.25 = Mk. 1.—

8) **Die Aufgaben der Missionspredigt in Indien.**
Von Missionar M. Hoch. 50 Cts. = 40 Pf.

9) **Die Basler Mission in Kamerun und ihre gegenwärtigen Aufgaben.** Von Missionsfekretär F. Würz. 25 Cts. = 20 Pf.

10) **Die Mission und die Zukunft des Reiches Gottes.**
Von Missionsinspektor Th. Oehler. 25 Cts. = 20 Pf.

11) **Vier Tabellen zur Geschichte der Basler Mission.**
Von Prof. D. W. Bornemann. 35 Cts. = 30 Pf.
Separatabdruck aus des Verfassers Buch: Einführung in die Missionskunde.

Band II, Heft 12—20 zusammen, einfach geb. Fr. 4.— = Mk. 3.20.

12) **Der Buddhismus in China.**
Eine missionsgeschichtliche Studie von Miss. Ch. Piton. 50 Cts. = 40 Pf.

13) **Das Ringen mit der Landessprache in der indischen Missionsarbeit.** Von Missionar W. Dilger. 65 Cts. = 50 Pf.

14) **Konfuzius, der Heilige Chinas.** Von Miss. Ch. Piton. 75 Cts. = 60 Pf.

15) **Monotheismus und Offenbarungsreligion.**
Von Missionsinspektor Th. Oehler. 25 Cts. = 20 Pf.

16) **Die neuere Mission im Spiegel der altchristlichen nach Harnack,** mit einem Nachwort über Jesus Christus und die Weltmission.
Von Paul Eppler, Pfarrer. 75 Cts. = 60 Pf.

17) **Welche Aufgaben stellt die Erziehung der Heidenchrist[en zur] kirchlichen Selbständigkeit an die evangelische Mission?**
Von Missionsinspektor D. Th. Oehler. 50 Cts. =

18) **Unabhängigkeits-Bewegungen der Farbigen in Südafrik[a]**
Von Missions-Sekretär Th. Bechler in Herrnhut. 50 Cts. =

19) **Missionszeit, Missionsmethode, Missionsgeist.**
Von Pfarrer E. Miescher. 50 Cts. =

20) **Die religiöse und sittliche Erziehung heidenchristlicher Gem[einden] nach den Korintherbriefen.**
Von Prof. Lic. Eduard Riggenbach. 50 Cts. =

Band III, Heft 21—26 zusammen, Fr. 4.50 = Mk. 3.60, einfach ge[bunden] Fr. 5.20 = Mk. 4.20.

21) **Die mohammedanische Gefahr in Westafrika.**
Von Missionssekretär F. Würz. 50 Cts. =

22) **Die Religion der Küstenstämme in Kamerun.**
Von Paul Wurm, Dekan a. D. in Calw. 65 Cts. =

23) **Die Vorbildung unserer Missionare.**
Von J. Haller, Stadtpfarrer in Tuttlingen. 65 Cts. =

24) **Kulturarbeit der Basler Mission in Westafrika.**
Von P. Steiner. 50 Cts. =

25) **Die ärztliche Mission unter Heiden und Mohammedanern.**
Von Hermann Feldmann, Arzt in Eckardtsheim. Fr. 2.— = M

26) **Krischna oder Christus?** Eine religionsgeschichtliche Parallele.
Von Missionar Wilh. Dilger. 75 Cts. =

Band IV, Heft 27—32 zusammen, Fr. 4.50 = Mk. 3.60, gebunden Fr. 5.20 = Mk. 4.20.

27) **Über die Berechtigung der Unterscheidung zwischen wahre[r und] falscher Religion.**
Von Missionsinspektor D. Th. Oehler. 25 Cts. =

28) **Die Christianisierung der Sprachen Afrikas.**
Von Pastor Carl Meinhof, Lehrer am Seminar für orientalische S[prachen] in Berlin. Fr. 1.— =

29) **Missionsarbeit in Indien.**
Von L. J. Frohnmeyer, Missionar 75 Cts. =

30) **Die Bekehrung bei Christen und Heiden.**
Von Pfarrer E. Miescher. Fr. 1.— =

31) **Über indisches Schulwesen.**
Von L. J. Frohnmeyer, Missionar. Fr. 1.50 = M

32) **Die Absolutheit des Christentums und die indische Missio[n]**
Von L. J. Frohnmeyer, Missionar. Fr. 1.— =

---

33) **Kultus und Kultur der Tschi-Neger im Spiegel ihrer S[prich]wörter.** Von Immanuel Bellon, Missionar. Fr. 1.25 = M

Bildet den Anfang des V. Bandes, auf den noch subskribiert werde[n kann] zu Fr. 4.50 = Mk. 3.60.

Verlag der Basler Missionsbuchhandlung in Ba[sel]

Adresse für Deutschland: Missionsbuchhandlung St. Ludwig (Elsa[ß])

